

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 20 (1889)

Artikel: Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters Muri
Autor: Markwart, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-29401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters Muri.*

Von Dr. Otto Markwart in Zürich.

I.

Der Kanton Aargau darf sich rühmen, in den ehemaligen Abteien Muri und Wettingen zwei Baudenkmäler zu besitzen, die kunstgeschichtlich vom höchsten Interesse sind, nicht allein deswegen, weil dieselben zu den wenigen Klöstern auf Schweizerboden gehören, welche trotz mehrmaligem Umbau im großen Ganzen ihre alte, ursprüngliche Anlage beibehalten haben, sondern weil sie in ihren Mauern Kunstschatze beherbergen, die zum Werthvollsten und Schönsten gehören, was die Schweiz auf diesem Gebiete aufzuweisen vermag. Die ältere der beiden Abteien ist die Benediktinerabtei Muri, deren Gründung in das Jahr 1027 fällt, während Wettingen, ein Cisterzienserkloster, erst 200 Jahre später entstand; aber sonst erscheinen ihre äußerlichen Schicksale in Vielem verwandt. Beide sind Stiftungen begüterter Dynasten, beide machen nach erstmaligem stolzen Aufblühen schwere Krisen durch, das Feuer verzehrt ihre Gebäulichkeiten, der religiöse Eifer läßt nach, die Zahl der Conventualen nimmt ab und an Stelle des frühern zielbewußten Handelns tritt indifferentes Gehenlassen. Bald jedoch wird diesem Verfall durch energische Aebte kräftiger Widerstand entgegengesetzt, der Geist der Gegenreformation zieht glorreich auch in diese Klöster ein, eine großartige Bauthätigkeit beginnt, von Neuem füllen sich Kirche und Schatzhaus mit Kostbarkeiten, bauffällige Flügel werden abgebrochen und auf dem alten Grundplan neue erstellt und neue werden dazu gebaut. In Muri ersteht

* Der Verfasser hat seine Abhandlung bereits vor dem verhängnißvollen Brande (21—22. August 1889) geschrieben.

an Stelle der alten einfachen Basilica ein herrlicher Centralbau. In Wettingen hätte dem Abt wenigstens nicht die Lust zu einem totalen Umbau seines Klosters gefehlt;¹ daß er den Plan nicht ausführen konnte, war nicht seine Schuld. Er stieß auf den Widerstand der Conventualen und so begnügte er sich, sein Gotteshaus mit der denkbar üppigsten Dekorationspracht zu schmücken, die ihm der damals herrschende Barocko zur Verfügung stellte. Aus all' dem spricht aber ein Geist hohen Selbstbewußtseins und einem solchen werden wir unsere Achtung nie versagen.

Als 1803 durch die Mediationsakte neben den neuen Kantonen St. Gallen, Thurgau, Graubünden, Tessin und Waadt auch der Kanton Aargau geschaffen wurde, kamen beide Abteien in dessen Gebiet zu liegen und so traf das Schicksal gleicherweise Muri wie Wettingen, als am 13. Januar 1841 der Große Rath dieses Kantons den Beschluß faßte, die aargauischen Klöster aufzuheben, ihr Vermögen als Staatsgut zu erklären und dasselbe zu Schul- und Armenzwecken zu bestimmen. Beide Klöster hatten dadurch an ein und demselben Tage zu existiren aufgehört.

Während Muri aber seitdem verhältnißmäßig unbekannt geblieben, ward Wettingen aus einem religiösen Wallfahrtsort ein Wallfahrtsort für Freunde der Kunst und die Zahl der Besucher, die jeden Sommer dorthin pilgern, um sich an den vielen Kunstschätzen zu erfreuen, ist eine stets wachsende, wie ja glücklicherweise das Interesse an solchen Dingen in unsern Tagen in immer weitere Schichten der Bevölkerung dringt. Vor Allem hat Wettingen sein Bekanntsein natürlich dem Umstand zu verdanken, daß es nahe der vielbesuchten Thermenstadt Baden und an einer der lebhaftesten Verkehrslinien der Schweiz liegt. Muri hatte sich solchen Vorthails nicht zu erfreuen; erst vor wenigen Jahren ist es mit der übrigen Welt durch den Schienenstrang verbunden worden. Zudem entbehrt es gerade denjenigen Schmuck, welcher dem Wettinger Kloster seinen eigenartigsten Reiz verleiht: die Glasgemälde; es sind dieselben nach der Aufhebung aus Muri entfernt, nach Aarau gebracht und seither in der dortigen Kantonsbibliothek und im Regierungsgebäude aufgestellt worden. Der Kreuzgang aber,

¹ R. Rahn: Geschichte der Bildenden Künste in der Schweiz, pag. 9.

der sie beherbergte, dürfte, selbst wenn er sich in einem etwas weniger kläglichen Zustand der Verwahrlosung befände, schwerlich den Anspruch erheben, ein monumentaler Bau zu heißen. Dessenungeachtet bleibt des Sehenswürdigen noch genug und der Tag, an welchem wir in's schöne Freiamt pilgern, um der alten Benediktinerabtei unsern Besuch abzustatten, ist kein verlornen.

II.

Rasch hat uns der Zug von Zürich aus nach Affoltern am Fuße des Albis geführt, von wo wir in anderthalb Stunden das Kloster bequem erreichen können. Aus der Ferne schon, noch ehe wir die Reuß überschritten haben, grüßt es uns mit seinen weißen Mauern, denn von seinem hohen Standort aus auf dem Ostabhang des Lindenberges, welcher die Kantone Aargau und Luzern von einander scheidet, vermag es weithin über die Lande zu schauen. Weit über das Freie Amt hinaus bis zum Schwarzwald hin und den gewaltigen Häuptern der Glarner-, Urner- und Unterwaldner-Alpen schweift der entzückte Blick. Man erinnert sich jenes lateinischen Sprüchleins, welches besagt, daß der heilige Benedict im Gegensatz zu den Cisterziensern und andern spätern Orden, sich mit Vorliebe auf den Höhen anzusiedeln pflegte:

Bernardus valles, montes Benedictus amabat,
Oppida Franciscus, celebres Ignatius urbes.

Das Kloster selbst, das wir jetzt betreten, scheint in keiner Weise an sein hohes Alter zu erinnern; wohl aber läßt es so deutlich wie möglich erkennen, daß es in seiner jetzigen Gestalt nicht ein Werk aus Einem Guß. Verschiedene Hände haben daran gearbeitet, verschiedene Pläne sind zur Ausführung gekommen. Daß namentlich der mächtige Ostflügel, der uns zuerst entgegentritt; nicht dem ursprünglichen Plane angehört, sieht auch der Laie bald ein.

Ungefähr in der Mitte des Gebäudecomplexes steht die Kirche, südlich, also rechts an dieselbe angebaut ist eine Hofanlage. Parallel mit der Längsaxe der Kirche laufend, an den vorderen, westlichen Querflügel der Hofanlage und zwar an dessen der Kirche zunächst liegenden Theil anstoßend, zieht sich bis zur Straße vor

ein längerer Flügel, welcher dem ganzen Plan den Charakter des Unsymmetrischen verleiht und zwar um so mehr, als eine der erwähnten Hofanlage entsprechende auf der Nordseite fehlt. Dagegen ist nun beinahe rechtwinklig vor die östlichen Theile der Kirche der erwähnte große Ostflügel gestellt,¹ der dem vom Dorf Muri Herkommenden die übrigen Theile des Klosters fast gänzlich verbirgt. Die Längsaxe der Kirche trifft nicht die Mitte dieses Flügels; der nördliche Theil desselben ist der kleinere, weshalb denn auch sein Mittelportal südwärts von der Kirche zu liegen kommt. Während er am nördlichen Ende frei steht, ist er auf der Südseite mit einem rechtwinklig an ihn anstoßenden andern Flügel verbunden, dessen Länge ungefähr die der Kirche ist. Nördlich von dieser, aber nicht mit ihr verbunden, stehen drei einzelne Gebäude und um den ganzen Complex zieht sich eine Einfassung herum.

Dies ist der Anblick, den das Gebäude dem heutigen Besucher darbietet. Aber sonderbar, trotz aller An- und Um- und Neubauten, die im Lauf der Jahrhunderte errichtet worden sind, ist es durchaus nicht schwierig, im Bild von heute die Contouren desjenigen zu entdecken, welches um's Jahr 1100 der Wanderer vor sich sah. Hierauf beruht jener ganz eigenthümliche Reiz, den man beim Besuch dieses Klosters empfindet, und dieser Reiz wird dadurch noch erhöht, daß wir vermittelst der Acta Murensia im Stande sind, in dem reconstruirten Kloster auch die Menschen wieder auferstehen zu lassen, die es damals bewohnt und Bekanntschaft zu machen mit den Leuten, denen man die Leitung des neugegründeten Stiftes anvertraut. Und ist vor unsern Augen der alte Bau aus dem 11. Jahrhundert auf's neue erstanden und haben seine ersten Bewohner wieder ihren Einzug in dasselbe gehalten, so wird es auch rings um das Kloster und weiterhin die Reuß hinab und hinauf lebendig werden: wir sehen, wie das Feld bebaut und der Wald gerodet wird, den Winzer sehen wir beschäftigt und auf den Bergen den Sennen, und vor unsern Blicken entrollt sich allmählig ein ganzes lebendiges Bild mittelalterlicher Naturalwirthschaft.

¹ Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn Architekt Tschudy in Zürich mußte der Ostflügel wegen des Terrains schiefwinklig zur Längsaxe der Kirche gestellt werden.

Der Kreuzgang, so wie wir ihn vor uns sehen, gehört nicht zu den ältesten Theilen, er ist ein Werk des 16. Jahrhunderts und gehört dem Stil nach der spätgothischen Periode an, und der Haupttheil der Kirche vollends stammt erst aus der Zeit des Barockos. Nun gehen wir aber noch etwas weiter bis zum Chor, treten in einen der Gänge, welche zu beiden Seiten des Chors hinlaufen, steigen die seitlich befindlichen Stufen, die gleich neben dem Eingang liegen, hinab in die Krypta, und überrascht sehen wir uns plötzlich in einem Raum, von dem nicht zweifelhaft sein kann, daß er dem 11. Jahrhundert, daß er dem ursprünglichen Bau angehört.

Diese Krypta bildet einen durch zwei mal drei Säulen in drei gleich hohe Schiffe getheilten oblongen Raum, welcher gegenwärtig sein Licht durch je zwei seitwärts angebrachte Fensteröffnungen erhält. Sie nimmt genau den Raum des von ihr getragenen Chores ein. An der gradlinig abschließenden Ostwand, im mittleren Schiff, steht ein moderner Altar, und von den gewölbten Seitengängen, die vom Querschiff aus den Chor begleiten, führen beim ersten, also westlichen Joch, die erwähnten zwei Treppen zu ihr hinab. Der ganze Raum ist gewölbt und zwar mit rundbogigen rippenlosen Kreuzgewölben. Von Säule zu Säule schwingen sich breite Gurte. An den Wänden ruhen die Gewölbe auf schwach vortretenden einfach gegliederten Pilastern: oben eine Schräge, eine leichte Einkehlung und die Deckplatte, unten die Basis aus Plinthe und Schräge bestehend. Interessanter sind die Säulen gebildet: auf ziemlich flacher Plinthe eine attische Basis,¹ mit den beiden Wulsten und einer straff angezogenen hohen Hohlkehle, der Säulenschaft leise verjüngt, fest, gedrunken, oben mit einem Ring abschließend, über welchem das derbe Würfelkapitäl ansetzt, und auf dieses folgt als oberstes Glied der Abacus. Noch nicht sind an der Basis die Eckblättchen vorhanden. Die noch halb sichtbaren Ornamente an den Kapitälern, rothes Blattwerk mit schwarzen Contouren auf hellblauem Grund, rühren jedenfalls von einer der spätern Renovationen her.

¹ Abgebildet bei Rahn, a. a. O. pag. 167.

Die Erwähnung der Krypta in den *Acta Murensia*,¹ der Umstand, daß wir bis nach 1300 von keiner Gelegenheit wissen, anläßlich welcher ein Umbau der Kirche könnte stattgefunden haben, in erster Linie aber die ganze Formensprache des Baues, das alles läßt keinen Zweifel in uns aufkommen, daß wir hier einen Theil der ursprünglichen Anlage besitzen und getrost dürfen wir es daher unternehmen, aus dem Theil das Ganze zu reconstruiren.

Mit der Krypta ist nicht bloß die Lage des Chors, es ist auch dessen Form und Größe gegeben. Wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Krypta im Osten gradlinig abschließt. Der jetzige Chor thut es auch, aber er hat hierin nur die Form des ursprünglichen beibehalten. Etwas Exceptionelles haben wir hierin nicht zu erblicken. Muri lag in der Diöcese Constanx und gerade von den Kirchen dieser Diöcese ist es bekannt, daß der horizontale Chorabschluß die Regel bildet. So ist es vor Allem beim Dom von Constanx selbst, ferner in Unterzell auf der Reichenau, beim Dom von Chur, Allerheiligen von Schaffhausen, Stein a. Rh., Oberwinterthur, beim Großmünster und Fraumünster in Zürich und andern Kirchen mehr.

Heute ist der Chor mit einem hübschen gothischen Sterngewölbe überwölbt; als wahrscheinlich ist anzunehmen, daß dasselbe an Stelle eines größern Kreuzgewölbes getreten ist. Vermuthlich waren die Wände mit Fresken geschmückt, während die Außenwand durch Rundbogenfries und Blendarkaden ihren Schmuck mag erhalten haben, wie wir es heute noch am Querschiff der Kirche von Romainmotier und dem Querschiff der Klosterkirche Muri selber sehen. Das nöthige Licht hat der Raum wahrscheinlich durch einige größere Rundbogenfenster der Ostwand und vielleicht auch durch einige kleinere seitliche empfangen. Hier im Chor stand, wie noch jetzt, der Hochaltar, den wir uns mit allerlei kostbaren Kirchengeschmücken vorstellen müssen.

Verschieden von manchen andern Kirchen der damaligen Zeit, beispielsweise vom Dom in Chur, ist der Eingang zur Krypta nicht derart angelegt, daß man von der Schiffseite her direkt zu ihr

¹ *Acta Murensia* ed. P. Martin Kiem in den Quellen zur Schweizergeschichte III Basel 1883, pag. 47.

hinabsteigen kann und man dann links und rechts davon zum Chor emporschreitet. Wir wissen es schon, daß den Zugang zu ihr die beiden Gänge vermitteln, welche gewissermaßen als eine Fortsetzung der ehemals bestehenden Seitenschiffe angesehen werden können. Heute führen dieselben in die hinter dem Chore gelegene Sakristei. Ob nun eine solche an dieser Stelle schon im 11. Jahrhundert bestand, ob die beiden Gänge an der Ostseite zugleich mit der Krypta und dem Chor abschlossen oder ob sich hinter der Chorwand ein diese verbindender Gang hinzog, das sind Fragen, die sich mit Bestimmtheit nicht beantworten lassen. Da jedoch die Gänge in ihrer jetzigen Gestalt aus neuerer Zeit herrühren, so neigen wir uns zu der Annahme, sie möchten überhaupt erst erstellt worden sein, als die Sakristei erbaut wurde, d. h. zur Zeit des Abtes Placidus im 17. Jahrhundert, und der Eingang zur Krypta habe wie in Chur und Zürich neben dem Aufstieg zum Chor gelegen. Immerhin ist daran zu erinnern, daß seitliche Zugänge auch anderswo vorkommen, z. B. in den Stiftskirchen von Schännis, Amsoldingen und St. Ursanne, sowie im Dom von Constanz.¹

Krypta wie Chor sind beinahe 9 Meter lang, etwas über 7 Meter breit, bilden also Oblonga, aber solche, die sich dem Quadrate nähern. Von größern Dimensionen ist das Querschiff, welches bei dem erwähnten Umbau der Kirche durch Abt Placidus ebenfalls verschont geblieben ist. Wie die Krypta dürfen wir dasselbe als einen Theil der ursprünglichen Anlage bezeichnen. Seine Ausladung ist eine nicht unbedeutende; während die Gesamtbreite des Langhauses 17,3 Meter betrug, mißt das Querschiff seiner Länge nach 27,7 Meter,² springt also auf jeder Seite um mehr als 5 Meter über die Breite des Langhauses vor. Auch seine Breite ist eine ansehnliche, sie beträgt nicht weniger als 8,6 Meter. Ganz von selbst ergibt sich eine Dreitheilung des Raumes; der mittlere Theil, die Vierung, wird, zumal es sich um eine Klosterkirche handelt, von Anfang an zum Chor gezogen worden sein, während die beiden Seitenflügel je eine eigene Kapelle bilden. Die südliche, von der aus später wenigstens der Eingang in das Kloster führte, war dem

¹ Rahn, a. a. O. pag. 158.

² Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1872, pag. 325.

h. Benedikt geweiht, die nördliche der h. Maria. Entsprechend dieser Dreitheilung ist der Raum mit 3 Kreuzgewölben überwölbt. Daß dies von allem Anfang so gewesen sei, möchten wir nicht behaupten, die Gewölbe können im Verlauf des 12. Jahrhunderts oder noch später eingespannt worden sein. Von außen betrachtet, präsentirt sich das Querschiff im Schmuck der erwähnten Blendarkaden, ein Beweis, daß die Mauern in der romanischen Periode errichtet wurden, also dem Bau aus dem 11. Jahrhundert angehören.

An Stelle des frühern Langhauses steht nun freilich heute der zu Ende des 17. Jahrhunderts errichtete prächtige Centralbau des Abtes Placidus. Dessenungeachtet ist es nicht schwierig, sich den ursprünglichen Grundriß zu vergegenwärtigen, denn die Ausdehnung desselben ist durch die Pfeiler des Querschiffs und die beiden Thürme an der Façade gegeben. Die Distanz der Thürme unter sich zeigt die Breite des Mittelschiffs an, der Zwischenraum zwischen den Thürmen und den genannten Pfeilern die Länge, und die Breite der Nebenschiffe lernen wir aus der Breite der Thürme kennen. Nun erhebt sich vor unsern Augen ein dreischiffiger Bau, zweifellos flach gedeckt in Haupt- und Nebenschiffen, flankirt von zwei Thürmen. Die Hochwand des Mittelschiffes wird von Pfeiler- oder was wahrscheinlicher von Säulenpaaren getragen, von Säulen mit Würfelkapitälen, und rundbogige Archivolten schwingen sich leicht von einer Säule zur andern. Das Licht dringt durch kleine rundbogige Fenster aus buntem Glas ein, die zu beiden Seiten die Mauern des Mittelschiffs und der Seitenschiffe durchbrechen. Außer diesen Fenstern mögen Lisenen und Rundbogenfriese die Außenwände geschmückt haben. Alles in Allem mochte es ein stattlicher Bau gewesen sein; 18 Meter betrug die Länge des Schiffes, mehr als 8 Meter die Breite des Mittelschiffes.¹

Noch kurz muß ich über die Thürme und die Façade sprechen. Nur der südliche Thurm weist die romanische Form von gekuppelten Rundbogenfenstern und Blendarkaden auf, während der nördliche, so wie er jetzt vor uns steht, ein Bau des Abtes Christoph von Grüt ist, welcher dem Kloster von 1549 bis 1564 vorstand. Sein einziges Stilkennzeichen besteht in den spitzbogigen Fenstern;

¹ Anzeiger a. a. O.

wie der kurz vor ihm errichtete Kreuzgang spricht also auch er die gothische Sprache. Allein ohne Bedenken darf man annehmen, daß schon die ursprüngliche Anlage eine zweithürmige war und der Thurm Grüt's nur an Stelle eines ältern, wahrscheinlich baufällig gewordenen trat. Wäre die ursprüngliche Anlage eine einthürmige gewesen, so würde dieser eine Thurm, wie das ja bei Kirchen damaliger Zeit vorkommt, vor die Mitte der Kirche und nicht vor das eine Seitenschiff getreten sein. Daß aber zwei Thürme nur planirt gewesen und der eine ein halbes Jahrtausend nicht zur Ausführung gekommen wäre, das ist eine Annahme, die mir bei einem so reichen Kloster als durchaus unstatthaft erscheint. Zwischen den Thürmen und vielleicht noch vor diese hinausreichend, mag, wie dies in Oberzell der Fall war, eine Vorhalle gestanden haben; wenigstens ist nach einer von Kiem mitgetheilten Notiz aus P. Weißenbachs Muri-Annalen 1674 eine Vorhalle vor der Kirche abgetragen worden, wobei die Körper der im 11. Jahrhundert beerdigten Mitglieder des Habsburgischen Hauses aufgefunden wurden.¹ Wenn nun dieser Bau auch einer spätern Zeit angehört hat, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß die erwähnten Gräber unter freiem Himmel sollten gelegen haben, Wind und Wetter preisgegeben. Eine Vorhalle hat also jedenfalls bestanden; darüber erhob sich die Wand des Mittelschiffs von einem Fenster durchbrochen und abschließend mit einem Giebel.

Was nun die Klostergebäude selbst betrifft, so belehrt uns keine schriftliche Quelle über ihren Standort. Worüber jedoch die schriftlichen Quellen schweigen, darüber gibt uns wieder der Bau selbst die beste Auskunft. Obwohl nämlich von der ganzen jetzigen Klosteranlage — die Kirche ausgeschlossen — keine einzige Mauer mehr über das 16. Jahrhundert hinaufreichen dürfte, so ist doch auf den ersten Blick ersichtlich, daß das alte Conventgebäude nirgends anders kann gestanden haben als südlich von der Kirche, dort, wo derjenige Gebäudecomplex sich befindet, welcher mit einem Theil der Kirche den Hof des Kreuzgangs umschließt. Eine ähnliche Anlage hat offenbar schon damals bestanden: ein romanischer

¹ Acta Murensia pag. 8.

Kreuzgang¹ und um denselben herum die Conventgebäude. So viel von den spätern Anlagen geschrieben steht, nirgends ist doch zu lesen, daß der frühere Plan verändert worden wäre; es ließe sich auch gar kein vernünftiger Grund hiefür vorbringen. Und schließlich darf daran erinnert werden, daß sich bei den meisten der damaligen Benediktiner-Abteien das eigentliche Clastrum auf der Südseite der Kirche befand, so auf dem berühmten Klosterplan von St. Gallen, so in Wagenhausen² und Einsiedeln.³

Wer sich durch kunsthistorische Studien und Autopsie Kenntniß verschafft hat von romanischen Bauten des 11. und 12. Jahrhunderts, dem dürfte es nach allem nicht mehr schwer fallen, ein Bild der alten Klosteranlage vor seinem geistigen Auge erstehen zu lassen. Er möge sich die übrigen Klostergebäude und vor Allem die modernen Häuser wegdenken; in der Nähe des Klosters sieht er zwei Kapellen und einige Oekonomiegebäude und um den ganzen Complex eine Ringmauer gezogen. Wo die jetzige stattliche Dorfkirche steht, da erhebt sich ihm ein kleiner romanischer Bau und außerhalb der Klosterumfassung erblickt er die stroh- oder moosbedeckten Hütten⁴ der Klostercensualen. Die Phantasie hat ihn um Jahrhunderte zurückversetzt: es ist das Muri des 11. Jahrhunderts, das er da vor sich sieht. . . .

III.

Nun wir den Bau und die Oertlichkeit kennen, fragen wir billig nach den Leuten, die hier gewohnt und denen, die den Bau aufgeführt. Wer stiftete das Kloster und welches waren die Gründe, daß hier ein Stift errichtet wurde?

¹ Laut einer Urkunde vom 19. November 1425 wurden damals im Kreuzgang (Ambitus) Grabstätten entdeckt (Muri-Archiv Gries). Der jetzige Kreuzgang stammt aber erst aus dem Jahre 1534.

² Rahn a. a. O., pag. 188.

³ P. Albert Kuhn: Der jetzige Stiftsbau Maria Einsiedeln, 1881, pag. 7. Die älteste erhaltene Ansicht, wenn auch aus späterer Zeit, zeigt den Conventbau in Süden liegend.

⁴ Die Klostergebäude mögen mit Schindeln gedeckt gewesen sein, wie Einsiedeln noch 1577, vergl. Kuhn, a. a. O. pag. 5.

Wie so oft muß die kritische Geschichtsforschung eingestehen, daß sie auf diese Fragen nicht mit der wünschbaren Ausführlichkeit und Schärfe antworten kann, weil gleichzeitige und unzweifelhaft echte Quellen uns fehlen. Wohl besitzen wir eine Urkunde, in welcher Bischof Werner von Straßburg, kurz bevor er auf einer Gesandtschaftsreise in Konstantinopel gestorben, seinen Willen bezüglich des von ihm gestifteten Klosters Muri kund thut, und diese Urkunde ist vom Jahr 1027 datirt. Leider stammt sie aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus dieser Zeit, sondern aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Wenn wir nun auch mit Kiem, dem neuesten Herausgeber der *Acta Murensia*, durchaus annehmen, daß an eine dolose Fälschung nicht zu denken ist, so besitzen wir andererseits an ihr doch auch kein über jeden Zweifel erhabenes Dokument. So läßt sie z. B. den Bischof Werner sagen: *ego Wernherus, Strasburgensis episcopus et castri quod dicitur Habesbur fundator, monasterium in patrimonio meo in loco qui Mure dicitur, in pago Argoia in comitatu Rore in honore sancte et individue trinitatis et sancte Dei genitricis Marie omniumque sanctorum construxi...* Unter diesem *construere* kann man zweierlei verstehen. Entweder steht es hier ganz allgemein gleich „stiften“, „gründen“, wie es z. B. in den *Acta Murensia*, pag. 20, gebraucht ist: *Quod autem alia scriptura narrat, illum solum (Bischof Werner) esse fundatorem hujus loci, hoc propterea sapientibus viris visum est melius, quia ipse in hiis personis potior inventus est, ut eo firmior ac validior sententia sit, quam si a femina constructum esse diceretur.* Oder aber es ist, wie Kiem anzunehmen scheint, wörtlich zu fassen und mit „erbauen“ zu übersetzen. Das kann man thun, nur soll man sich dabei bewußt sein, daß in diesem Fall die Urkunde etwas auslagen würde, was in schneidendem Widerspruch steht zu dem, was uns die *Acta* über den Bau melden; denn nach diesen kann von einer Bauthätigkeit unter Bischof Werner gar keine Rede sein. Und da die *Acta* hier über alles Einzelne so gut informirt sind, so dürfen wir ihnen wohl in diesen Dingen unbedingten Glauben schenken.

Ueber die Klosterchronik, die uns die Gründungsgeschichte so ausführlich zu erzählen weiß, brauche ich nach den eingehenden Untersuchungen, welche ihr in den letzten Jahren zu Theil

geworden sind, nicht weitläufig zu sprechen. Wie Kiem überzeugend nachgewiesen hat, geht sie auf zwei anonyme Verfasser des 12. und 13. Jahrhunderts zurück, während allerdings das einzig erhaltene Manuscript erst aus dem 14. Jahrhundert stammt. Gegen die Glaubwürdigkeit der in den Acta erzählten Stiftungsgeschichte hat man bekanntlich starke Zweifel erhoben, ja man ist soweit gegangen, an eine wirkliche Fälschung zu glauben. Nun ist es keine Frage, daß die Tradition, deren Stimme der erste Anonymus, keine ganz ungetrübte ist, daß sich überall dort, wo von Graf Radeboto die Rede ist, eine Gereiztheit bemerkbar macht, von der wir beinahe annehmen möchten, sie sei auf andere Gründe zurückzuführen, als uns der wackere Autor will glauben machen. Auch wird der Antheil, welchen Gräfin Ita an der Klosterstiftung hat, gegenüber demjenigen des Bischofs Werner mit einem Eifer hervorgehoben, welcher mindestens eine ausgeprägte Bevorzugung des Erzählers für Ita erkennen läßt. Es sind, wie man sieht, lediglich Gründe psychologischer Natur, die uns veranlassen, die Erzählung dieses Kapitels mit Vorsicht aufzunehmen. Aber sobald wir uns dessen einmal bewußt sind, daß etwelcher Mißmuth die Feder des Autors geleitet, wird es uns nicht schwer fallen, bei der Lectüre die wenigen kleinen Correcturen vorzunehmen; denn nur weniger und kleiner bedarf es, da ja dem Erzählten im Allgemeinen eine absolute Unwahrscheinlichkeit durchaus nicht innewohnt. Warum die Mönche von Muri nur mit Aerger an Radeboto zurückzudenken vermochten, warum sie Werner nicht als den alleinigen Stifter verehren wollten, das sind Fragen, die zu beantworten außer dem Bereiche unserer Aufgabe liegt, die sich der Beantwortung vielleicht auch für immer entziehen. Jedenfalls wird man ein unbegrenztes Vertrauen zu denjenigen Mittheilungen, welche über die Gründung handeln, nicht hegen. Allein andererseits ist auch nicht zu vergessen, daß dem ersten Anonymus zuverlässiges schriftliches Material wird vorgelegen haben und was die Annahme einer absichtlich tendenziösen Darstellung betrifft, so scheinen uns stichhaltige Gründe hiefür nicht vorgebracht worden zu sein. Es kann wenigstens nicht bestritten werden, daß das Kloster eine Stiftung des Hauses Habsburg ist und die einzige Frage, über die sich streiten läßt, ist die, welche unter den drei in Betracht fallenden Personen, Radbot,

Werner und Ita, bei der Gründung am meisten betheiligt gewesen sei. Da die wissenschaftliche Forschung wahrscheinlich nie dazu gelangen wird, dies zu eruiren, da von der Beantwortung dieser Frage glücklicherweise auch nicht viel abhängt, so lassen wir dieselbe als eine offene auf sich beruhen und wenden uns der Darstellung zu, wie sie uns in den Acta entgegentritt. Wir können uns dabei um so kürzer fassen, als die Geschichte der Gründung schon öfter nacherzählt und nun neuerdings ganz ausführlich in Kiems Geschichte von Muri behandelt worden ist.

Es ist bekannt, daß das Mönchswesen aus dem Einsiedlerleben hervorgegangen ist und jene Menschen das Fundament dazu gelegt haben, die „verloren in der großen, bewegten äußern Welt, sich und ihr eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden suchten.“¹ In einem stillen Thal, fern von den Wohnungen der übrigen Menschen, siedeln sie sich an, um ein einsames Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Ihr Bûßerleben verleiht ihnen eine übernatürliche Kraft, sie werden die Tröster und Helfer der Menschen und der Ruhm ihrer Wunderthätigkeit verbreitet sich rings in der Gegend. Hilfsbedürftige nahen von allen Seiten, die Zelle wird ein Heiligthum und Wallfahrtsort. Auf Viele macht der Heilige einen so tiefen Eindruck, daß sie zu bleiben beschließen, um durch steten Verkehr mit ihm der Tröstung immer theilhaftig zu sein. Aus den verschiedenen Zellen wird schließlich ein monasterium und bestimmte Normen regeln das Leben der nun Mönche gewordenen Anachoreten.² Erster Gesetzgeber ist Pachomius, im Abendlande aber erlangt die Regel des heil. Benedict bald allgemeine Anerkennung. Stattliche Klostergebäude und Klosterkirchen entstehen, um dieselben herum erheben sich andere Bauten und oft ist so eine Abtei schon Mittelpunkt einer Stadt geworden . . .

Anders freilich verhält es sich mit der Gründung Muri's. Dürfen wir den Acta Glauben schenken, so verdankt das Kloster in letzter Linie einer höchst unerbaulichen That seine Existenz. Dort nämlich, wo das Klostergebäude steht, so erzählt uns die genannte

¹ Jakob Burckhardt: Die Zeit Constantins des Großen, pag. 384.

² Ueber die ganze Erscheinung des Anachoretenthums lese man die schöne Darstellung in Jakob Burckhardts soeben genanntem Werke nach.

Chronik, lag schon vor dessen Erbauung ein Flecken, der Mura hieß, weil in der Nähe altes Mauerwerk gefunden worden war. Daß es sich um eine verhältnißmäßig große Ansiedlung handelte, geht daraus hervor, daß der Ort eine eigene Pfarrkirche besaß. Derselbe lag im Aar-Gau und seine Bewohner waren freie Leute. Ihre Freiheit sollte aber nicht lange währen. Denn als sie, aus was für Gründen wird nicht gesagt, Kanzelin, den Sohn Guntrams des Reichen, Grafen von Altenburg, der nach den neuesten Forschungen¹ identisch ist mit dem von Otto I. gerichteten Guntram und jetzt wohl sicher als Stammvater des Hauses Habsburg darf angesehen werden, ersuchten, Beschützer ihres Eigenthums zu sein (*defensor suarum rerum*), benutzte dieser seine Machtstellung, um seine Schützlinge zu Unfreien herabzudrücken und ihr Eigenthum zu dem seinigen zu machen. „*Tam juste quam injuste*,“ sagt der gute Anonymus,² der über diese Dinge wahrscheinlich am liebsten ganz geschwiegen hätte. Eingeschüchtert durch dieses gewaltthätige Vorgehen übergaben dem Grafen auch die übrigen freien Leute gegen den üblichen Zins ihre Güter zum Schutz, was Kanzelin denselben damit lohnte, daß er sie aus ihren Häusern vertrieb und seine eigenen Leute in den leer gewordenen Stätten unterbrachte. Dieses Vorgehen entbehrt, wenn es auch nirgends anders bezeugt ist, der Wahrscheinlichkeit durchaus nicht; im Gegentheil, es entspricht den damaligen Zeitverhältnissen ganz und gar. Kommt doch in den A. M. noch ein anderer Fall vor, der mit dem erzählten die größte Aehnlichkeit hat.³ In Wolen übergeben einige Freie einem gewissen Guntram ihre Güter „*sub censu legitimo*,“ in der Meinung, einen gnädigen und milden Herrn an ihm zu haben und unter seinem Schutze sicher leben zu können. Er aber drückte sie so mit Forderungen und Abgaben, „*pene quasi mansionarii sui essent*,“ als ob sie seine Hörigen wären. Und als sich die armen Teufel nach Solothurn, wo gerade der König gegenwärtig war, begeben, um sich über eine solche Ungerechtigkeit zu beklagen, da geht es ihnen natürlich erst recht schlimm.⁴

¹ Jahrbuch für Schweizer Geschichte 1888, Emil Krüger: Zur Herkunft der Habsburger, pag. 522—550.

² Acta Murensia, pag. 17.

³ A. M., pag. 98. Vergl. hiezu die ganz ähnliche Handlungsweise des gewaltthätigen Gerung, pag. 71.

⁴ Vergl. Waitz, Verf.-Gesch. V, pag. 266 ff.

Genug, Muri kam in Besitz Kanzelins und ging nach dessen Tod auf seinen Sohn Radbot über. Siegreich behauptete sich derselbe im Besitz dieses Erbes, als die Vertriebenen ihre Güter zurückzuerobern versuchten. Mit blutigen Köpfen mußten sie abziehen, so daß ihnen alle Lust verging, den Versuch zu erneuern. Radbot siedelte ganz nach Muri über, erbaute sich sein steinernes Herrenhaus, wohnte hier und schaltete durchaus als unumschränkter Herr.¹ Vorübergehend mußte er sich's freilich gefallen lassen, daß sein Bruder Rudolf, dessen Ansprüche auf den Flecken er nicht hatte anerkennen wollen, mit einer Schaar Krieger heranrückte und alles verwüstete und verheerte. Radbot gab aber nicht nach und so wäre die Ortschaft wohl bis 1415 im Besitz der Habsburger geblieben, wäre nicht ein Ereigniß dazwischen gekommen, welches die Besitzverhältnisse der Gegend überhaupt ganz neu gestaltete. Dieses Ereigniß ist nichts anderes als die Gründung des Klosters Muri.

Die Geschichte der Gründung ist, wie wir schon andeuteten, nicht völlig klar. Was zunächst die Zeitangabe betrifft, so ist uns das Jahr der Gründung nur in der Stiftungsurkunde überliefert; aber es liegt kein Grund vor, die Angabe zu bezweifeln. Die Urkunde will 1027 von Bischof Werner ausgestellt worden sein. Werner starb am 28. Oktober 1028 auf der erwähnten Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel.² Es ist nun durchaus nicht unmöglich, daß er kurz zuvor den wahrscheinlich schon längst gefaßten Plan einer Klostergründung noch realisirt hat. Nicht so einfach verhält es sich mit dem Antheil Radbots, wenn dieser überhaupt den Ehrennamen eines Stifters (Fundator) in Anspruch nehmen darf. Nach der Urkunde ist Werner allein Stifter und neben ihm wird niemand genannt. Er nennt sich Erbauer der Habsburg und Gründer des Klosters, das er auf seinem Eigen „errichtet“ hat.

Nun ist in den Acta Bischof Werner wohl auch als Stifter genannt, allein das Hauptverdienst an der Gründung gebührt nach denselben durchaus der Gemahlin Radbots, der Gräfin Ita.³ Sie ist

¹ Nach der Stiftungsurkunde hätte indeß auch Bischof Werner, sein Bruder, Eigenthumsrechte hier besessen.

² Bresslau: Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II., pag. 272. Ueber den Zweck dieser Mission und die Verwandtschaftsverhältnisse Werners, vergl. pag. 234 ff.

³ Vergl. Kiem, Acta M., pag. 6.

es, welche die Initiative ergreift, sie ist es, welche den Gedanken, ein Kloster zu bauen, zum ersten Mal ausspricht, sie erst muß den Bischof Werner von diesem Plan in Kenntniß setzen, sie stimmt ihren Gemahl, der anfänglich nichts davon wissen will, um und bewirkt, daß er dem Projekt günstig gesinnt wird und sie ist es, die nach dem Tode Werners die Angelegenheit an die Hand nimmt, Maurer kommen läßt, dieselben nährt und zahlt und so unermüdlich thätig ist für das Zustandekommen des Stiftes. Kein Zweifel, daß nach den Acta ihr in erster Linie, ja ihr fast allein der Ehrennamen der Stifterin gebührt. Der Verfasser weiß sogar von der andern Tradition, welche als den alleinigen Stifter Werner nennt und bekämpft dieselbe ausdrücklich.¹

Kurz zusammengefaßt ist der Hergang nach den Acta folgender: Ita, die Schwester Herzog Theoderichs von Lothringen, wird Gemahlin Radbots und erhält von diesem als Mitgift den Flecken Muri. Lange schon hat sie denselben besessen, als sie erfährt, auf welcher unrechtmäßige Weise er in ihres Schwiegervaters Gewalt gekommen. Das macht ihr vielen Kummer. Sie beginnt darüber nachzusinnen, wie sie das Unrecht wieder gut machen könnte. Gerne würde sie den ursprünglichen Eigenthümern ihr Besitzthum zurückerstatten, wenn sie nur wüßte, wo dieselben zu finden wären; zudem ist es höchst zweifelhaft, ob ihr Gemahl eine so edelmüthige Handlung sanktioniren würde. Endlich kommt ihr der erlösende Gedanke. Gott, „welcher“, wie der Kloster-Chronist mit ergötzlicher Naivetät bemerkt, „die Völker vertrieb, um seine aus Aegypten in das Land der Verheißung versetzte Weinrebe pflanzen zu können,“ Gott gibt ihr den Rath, ein Kloster auf dieser Stätte zu erbauen. Sie eröffnet diesen Plan ihrem Schwager, dem Bischof Werner, und fragt ihn um seine Meinung. Dieser ist hoch erfreut darüber und verspricht ihr in allem behilflich zu sein. Bald darauf ist die Angelegenheit geordnet.

Wie man sieht, harmoniren die beiden Versionen nicht sonderlich mit einander. Wer es versuchen wollte, sie dennoch zu combiniren, müßte ungefähr so sagen: Im genealogischen Verzeichniß, welches an der Spitze der Acta steht, wird Ita „reperatrix hujus

¹ A. M., pag. 21.

Murensis cenobii“ genannt. Man hat lange nicht recht gewußt, was man mit diesem Ausdruck „Wiederherstellerin“ machen sollte. Nimmt man jedoch an, die Idee, ein Kloster zu gründen, sei von Werner, dem Erbauer der Habsburg, ausgegangen, so ließe sich das Wort wohl rechtfertigen. Werner bestimmt, daß ein Kloster errichtet werden soll. Doch ehe er Alles, was zu diesem Zwecke von Nöthen ist, ordnen kann, wird er von Konrad II. auf die Gesandtschaftsreise nach Byzanz gesandt und stirbt auf derselben. In Folge dieses plötzlichen Todes geräth die ganze Unternehmung in's Stocken, besonders da Radbot ihr niemals hold gewesen war und nun wahrscheinlich nicht ungern gesehen hätte, wenn sie unausgeführt geblieben wäre. Ja, es ist durchaus nicht unmöglich, daß er dem Werke geradezu Hindernisse in den Weg legte; dies wenigstens möchte die zutreffendste Vermuthung sein, warum der Kloster-Chronist seiner nur mit Bitterkeit gedenkt und seinen Charakter einen „ungezügelter und habsüchtigen“ nennt.¹ In um so glänzenderem Andenken lebte dafür der Name seiner Gemahlin in der Erinnerung fort, denn ihr hatte man es zu verdanken, daß der Plan zur Ausführung kam. Sie ist die eigentliche treibende Kraft, die *causa movens*, sie weiß ihren Gemahl umzustimmen, sie stellt, wie der Bau begonnen wird, die Maurer an und löhnt sie, kurz, sie ist die eigentliche zweite Gründerin, die „reperatrix hujus cenobii“.

So etwa könnte man combiniren. Ob man dabei der Wahrheit näher kommt, wer möchte dies bei dem Mangel anderweitiger Quellen behaupten wollen! Mehr als je werden wir hier wieder an die Unzulänglichkeit aller historischen Forschung erinnert

„Die Nachwelt —

Du Thor, nur schwache Rudera von uns
Erreichen ihren fernen kalten Strand.
Sie geben kein getreues Bild und fügte
Sie Meisterhand in Frömmigkeit zusammen.
Es ging ein Stück Papier verloren, flog
Ein Wort im Winde fort und dem Gemälde
Gebricht ein Zug, es ist entstellt, ist falsch
Ein Auge ohne Stern“

Endlich waren alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, Graf Radbot hatte seine Zustimmung gegeben und der Bau des

¹ A. M., pag. 19: „effrenam atque avaram mentem“.
Argovia XX.

Klosters konnte beginnen. Bei Gelegenheit, da in Glattbrück ein Gaugericht abgehalten wurde, hatte Radbot aus der Zelle des heil. Meinrad den Abt Embricius kommen lassen und denselben ersucht, das Kloster zu erbauen und für Alles, was nöthig, Sorge zu tragen. Embricius, der um diese Zeit sein eigenes durch Feuersbrunst zerstörtes Kloster wieder aufbauen mußte,¹ gab seine Zustimmung und sandte, da er selbst nicht kommen konnte, den Mönch Reginbold mit einer Anzahl Brüder und allerlei Hilfsmitteln nach Muri, damit derselbe den Bau leite und für Alles Sorge. Reginbold wurde so der erste Propst des neugegründeten Stiftes. Er stammte aus Solothurn, hatte kurz vorher in Einsiedeln seine Mönchsgelübde abgelegt und wird in den Acta als ein in allen Dingen ausgezeichnet Mann gepriesen.² Als Jahr seiner Ankunft in Muri gibt Kiem 1032 an; das mag ungefähr zutreffen, bestimmt läßt es sich jedoch nicht nachweisen.

In erster Linie hatte sich Reginbold mit dem in Muri befindlichen Leutpriester Voko auseinanderzusetzen. Da dessen Stellung neben dem neugegründeten Kloster nur eine sehr untergeordnete sein konnte, und Voko daher dem Unternehmen nicht sonderlich viel Sympathie entgegenbringen mochte, half ihm Reginbold gütig über einen continuirlichen Mißmuth hinweg, indem er mit Hilfe Radbots bewirkte, daß ihm der stete Anblick des neuen Klosters erspart blieb. Voko erhielt die Pfarreien Uetikofen und Hesikofen und an seine Stelle kam ein neuer Leutpriester, Türing. Sofort ließ nun Reginbold die alte Pfarrkirche zerstören, und wahrscheinlich in einiger Entfernung davon eine neue, dem heiligen Goar geweihte, errichten, deren Weihe am 7. Juli (das Jahr wird uns nicht mitgetheilt³) stattfand. Ausdrücklich heißt es in den Acta und wird verschiedene Male wiederholt, daß eine neue Pfarrkirche aus keinem andern Grunde errichtet worden sei, als damit das Volk, wenn es sich zum Gottesdienst versammle, die Brüder in ihrer Andacht nicht störe, „ob nichil aliud, nisi ut populus illuc

¹ Kuhn, a. a. O., pag. 4. Der Klosterbrand in Einsiedeln fand 1029 statt; 1031 legte Embricius den Grundstein zum Neubau.

² A. M., pag. 21: in omnibus actibus suis laudabilem virum.

³ Murus et Antemurale, Muri 1720, II, pag. 42, gibt als Weihejahr 1028 an; dieses Datum ist indessen jedenfalls ganz willkürlich.

ad servitium Dei conveniens inquietudinem fratribus non faciat.“¹ Unleugbar war aber auch noch der andere Vortheil dabei, daß durch den Abbruch der alten Pfarrkirche Alles, was die Bevölkerung in besonderer Weise an dieselbe ketten konnte, beseitigt ward, so daß der Kloster-Chronist vollständig Recht hat, wenn er den Reginbold bei dieser Gelegenheit einen „vir providus et prepositus prudens“ nennt. Das Verhältnis zwischen Pfarrkirche und Klosterkirche wurde nun so geregelt, daß die erstere, auch „obere Kirche“ genannt, ausschließlich für den Gottesdienst der Pfarrgemeinde bestimmt sein, und keine eigenen Güter und keine Zehnten mit Ausnahme der Einkünfte aus Wallenswil besitzen sollte. Die sacralen Handlungen der Taufe und des Begräbnisses sollten in der Klosterkirche vollzogen werden und nur in dieser. Dafür mußte das Kloster für Alles sorgen, was die Pfarrkirche nöthig hatte, für Gesang, Leuchter, Glocken, Bücher und so weiter.²

Jetzt erst konnte mit dem Bau des Klosters selbst begonnen werden. Es ist eine höchst interessante Stelle, in welcher uns die Acta, leider nur zu kurz, über die Anfänge des Baues Nachricht geben: „Darauf begann der verehrungswürdige Reginbold das Kloster einzurichten und zu erbauen. Zuerst erstellte er den Schlafsaal und unter demselben ließ er ein heizbares Gemach und entsprechende andere Wohnungen für die Brüder errichten. Und so erbaute er das Kloster und richtete es nach dem Vorbild von Einsiedeln ein; was ihm aber an diesem nicht gefiel, das machte er anders. Dann besuchte er der Reihe nach viele Klöster und was immer er von diesen erhielt, waren es nun Reliquien, oder Bücher, oder Meßgewänder, oder Kleider, das brachte er seinem Kloster.“ . . .³

¹ A. M., pag. 22, 55 und 58.

² A. M., pag. 22.

³ A. M., pag. 23: Cepit deinde vir venerandus Reginboldus cellam ordinare et construere edificavitque primum dormitorium, subtus autem pisalem congruaque habitacula alia fratribus constitui, et sic fundavit monasterium formavitque illud de Heremitis; quidquid sibi vero in illo displicuit, in hoc emendavit. Et pergens circumquaque ad cellas et ad claustra, quidquid ibi acquirere potuit, reportavit tam reliquias sanctorum tam libros et vestes sacerdotales et pallas Mit Kiem nehme ich an, daß unter pisalis ein heizbares Gemach zu verstehen ist und nicht, wie Dugange will, ein vestiarius.

Von Einsiedeln aus war das Kloster mit Mönchen bevölkert worden. Zuerst mußte nun natürlich dafür gesorgt werden, daß diese irgendwo wohnen konnten; vor dem Bau der Kirche wurden daher die nöthigen Wohn- und Schlafräume erstellt. Und begreiflich ist es hiebei, daß Einsiedeln, das Mutterkloster, als Vorbild angesehen wurde, wenn sich Reginbold auch nicht sklavisch an dessen Einrichtungen gebunden hat. Ich habe oben schon die Vermuthung geäußert, der Grundplan des von Reginbold errichteten Klosters möchte eine Hofanlage gebildet haben. Das läßt sich jedoch mit Bestimmtheit nicht nachweisen, um so weniger, als auch, wie aus der trefflichen Monographie P. Kuhns hervorgeht, über das Aussehen des damaligen Stiftsbaus von Einsiedeln keinerlei Kunde vorliegt und wir ganz wie bei Muri aus späteren Ansichten auf die frühere Anlage zurückschließen müssen. Immerhin ist es gewiß kein Zufall, daß die ältesten Ansichten beider Klöster auf der Südseite der Kirche ähnliche Hofanlagen zeigen.

Nachdem der Bau soweit vorgeschritten war, daß die Brüder ihn bewohnen konnten, mußte Reginbold an die innere Einrichtung denken. Wir haben gehört, wie er selbst bei den Klöstern des Landes die Runde machte und dankbar annahm, was diese ihm von ihrem Besitzthum abzugeben im Stande waren. Hatte schon Einsiedeln die Brüder, welche es nach Muri sandte, mit Büchern, Missalien, Kleidern und Geräthen aller Art ausgerüstet, so kam jetzt noch mancherlei dazu. In Straßburg kaufte Reginbold um 10 Talente Basler Münze zwei große Glocken, bei welcher Gelegenheit ihm der Bischof der dortigen Stadt eine silberverzierte Stola und eine Cappa schenkte. Die kleineren Glocken ließ Reginbold in Muri selber gießen.

Hohen Werth besaßen damals vor Allem die Bücher: mahnend schreibt darum einmal der eine Verfasser der Acta, man müsse stets darauf bedacht sein, die Zahl derselben zu mehren, denn ohne sie habe das Leben des Geistlichen keinen Werth — „qui vita omnium spiritalium hominum sine libris nichil est.“¹ Der unermüdliche Reginbold wendete seine Sorge auch diesem Gegenstand zu. Von seinen eigenen Mönchen ließ er eifrig Bücher abschreiben, die Ge-

¹ A. M., pag. 55.

nesis, die Propheten, das Buch Hiob, die Predigten des h. Augustin, die Apostelgeschichte, vitae sanctorum und anderes mehr. Die Acta haben uns auch die Namen der beiden Mönche überliefert, welche diese Arbeit ausführten: „Fast alle diese Bücher schrieben Nokerus und Heinrich;“¹ daß man das Andenken dieser Männer in Ehren hielt, ist ein schöner Zug. Ueberdies erhielt Muri Bücher von St. Gallen und Reichenau. Im Verlauf der Darstellung werden wir sehen, welch bedeutende Rolle der landwirthschaftliche Betrieb in der Geschichte des Klosters spielte. Reginbold scheint jedoch von allem Anfang an von dem Streben erfüllt gewesen zu sein, sein Stift zu einer Stätte der Geistespflege zu machen: daher sein Eifer für die Gründung einer stattlichen Bibliothek, daher vor Allem auch die Einrichtung einer Klosterschule für die Söhne von Adligen.² Wir sehen nebenbei auch, daß man sich den Bau, der unter Reginbolds Leitung erstand, nicht gar zu klein vorstellen darf.

Abgesehen von der Kirche war der übrige Bau des Klosters wohl noch zu Lebzeiten Reginbolds größtentheils zum Abschluß gebracht. Ein besonderes Verdienst erwarb sich die Gräfin Ita, indem sie diesem, wo immer es ging, Hilfe und Beistand leistete. Besondere Erwähnung verdient es, daß sie selbst Maurer (cementarios) kommen ließ — woher wird nicht mitgetheilt — und denselben Essen und Löhnung verabreichte (illos hic pascendo et mercedem dando). Wünschenswerth wäre es, wenn wir über den letztgenannten Punkt nähere Angaben vorfänden.

Schon war auch die Klosterkirche² soweit vollendet, daß sie bald hätte eingeweiht werden können, schon waren auf einer Seite

¹ A. M., pag. 24.

² A. M., pag. 25. Der Ausdruck lautet: monasterium. In den meisten Fällen ist dieses Wort mit Klosterkirche zu übersetzen; doch wird es auch — pars pro toto — zur Bezeichnung des Klosters überhaupt gebraucht, so unzweifelhaft in der oben citirten Stelle, wo vom Beginn des Baues die Rede ist. Andere Ausdrücke für Kirche, baulich genommen, sind in den A. M.: Basilica und ecclesia, während cella und claustrum entweder das gesammte Kloster bezeichnen oder das eigentliche Conventgebäude.

die Fenster angebracht,¹ da starb Reginbold am Tage seiner Berufung und ward beigesetzt in der Klosterkirche selbst: in summa parte anguli dextere absidis, im obersten Theile des rechten Querschiffarmes, d. h. in der südöstlichen Ecke des Querschiffs.² Der rührige Mann durfte also die Einweihung seiner Kirche nicht mehr erleben. Unbekannt ist das Jahr seines Todes, wir wissen nur, daß er zur Zeit Heinrichs III. starb. Die Baugeschichte Muri's hat seiner ehrend als des ersten Bauherrn des Klosters zu gedenken; unter seiner Leitung erstand die neue Pfarrkirche, das Kloster und die Klosterkirche und außerdem eine Michaelskapelle,³ von welcher man jedoch nichts Näheres weiß. Als sein Nachfolger, als zweiter „Propst“, ward von Abt Hermann in Einsiedeln der „verehrungswürdige Mann“ Burkard von Gossau nach Muri gesandt, welcher nun unverzüglich den Bau der Klosterkirche zu Ende führte. Er ließ die noch fehlenden Fenster einsetzen und eine Felderdecke (laquearia) erstellen, der Fußboden wurde vollendet und im Innern erhielten die Wände ihren Cementbewurf.⁴

Am 11. Oktober des Jahres 1064 ist große Festlichkeit in Muri. Graf Werner, welcher nach dem Tode seines Vaters Radbot Kastvogt des Klosters geworden und Bischof Rumold von Constanz und zahlreiche vornehme Herren und Damen haben sich hier eingefunden; denn nichts Geringeres steht bevor als die feierliche Einweihung der nunmehr fertig erstellten Klosterkirche. Eine Menge von Leuten von nah und fern mögen dem

¹ A. M., pag. 25: cum fenestras quoque ex quadam parte apposuisset. Da hier von den Fenstern der Kirche die Rede ist, so darf man wohl an Glasfenster denken, obgleich noch im 11. Jahrhundert Glasfenster eine kostbare Seltenheit waren und man sich noch lange mit vorgespannten Tüchern, Pergament u. s. w. behelfen mußte. Wo aber Glas als Verschuß von Fenstern auftritt, haben wir es uns durchaus farbig vorzustellen. Vergl. W. Lübke: Kunsthistorische Studien 1869, pag. 395 ff.

² So wenigstens sind nach meiner Meinung die citirten Worte zu verstehen und nicht wie Kiem in seiner Geschichte von Muri will: auf der rechten Seite des Apsis. Im Zweifel kann man nur sein, ob der Winkel an der Chorseite oder an der Südwand des südlichen Querschiffraums gemeint ist.

³ A. M., pag. 24. Vermuthlich war sie eine Friedhofskapelle und war mit in die Hofanlage eingeschlossen.

⁴ A. M., pag. 27, ac introrsus cum cemento murum liniendo.

festlichen Akte beigewohnt haben. Um all diese Gäste in würdiger Weise bewirthen zu können, hatte der umsichtige Propst für Brot und Fleisch und Wein und Alles, was bei solchen Gelegenheiten erforderlich ist, zum Voraus weise gesorgt. Die Kirche wurde dem heil. Martin, Bischof von Tours, geweiht; von ihm und andern Heiligen barg der Altar Reliquien.

Wie dieser 1064 geweihte Bau möchte ausgesehen haben, darüber haben wir unsere Vermuthung schon ausgesprochen. Es war eine dreischiffige flachgedeckte Säulenbasilica mit reich ausladendem Querschiff und horizontal geschlossenem Chor, unter welchem die Krypta; die Façade von zwei Thürmen flankirt. Erhalten sind von diesem Bau noch Chor und Krypta, das Querschiff und der südliche Thurm. Ehrwürdige Zeugen der alten Anlage, um so ehrwürdiger, als die Kirche, deren Bestandtheile sie bildeten, eine der ältesten Basiliken der romanischen Periode ist, welche auf Schweizerboden erbaut wurden.¹

Aus ungefähr derselben Zeit stammt das Münster in Schaffhausen, der Dom in Constanx und die Abteikirche von Romainmotier. Auch der untere Theil des Georgsturmes vom Basler Münster ist um diese Zeit errichtet worden² und in der That weist er ganz ähnliche Blendarkaden wie der Thurm in Muri auf. Und noch andere Kirchenbauten ruft uns die Stiftung Werners und Ita's in die Erinnerung. Jener Rudolf, Radbots Bruder, welcher Muri verheerte, weil er keinen Antheil an demselben haben sollte, er ist der Stifter des berühmten Klosters Ottmarsheim im Sundgau,³ so daß also der schöne der Aachener Palastkapelle frei nachgeahmte Centralbau, der trotz seiner Einfachheit eine Sprache spricht, welche nimmer vergißt, wer sie einmal gehört hat, aus ganz der nämlichen Zeit stammt wie die Basilika in Muri. Bischof Werner aber ist nicht nur berühmt als Stifter Muri's und Erbauer der Habsburg, sondern

¹ Vergl. Rahn, Geschichte d. B. K., pag. 181.

² La Roche; Beiträge zur Geschichte des Basler Münsters II, 1882, pag. 8.

³ A. M., pag. 18: „R. qui cellam Ottmarsheim construxit.“ Nach Schulte (Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung VII, 1886: Studien zur ältesten und älteren Geschichte der Habsburger, pag. 5) wäre die Kirche in Ottmarsheim eine alte habsburgische Pfalzkapelle.

auch als eifriger Förderer des Münsterbaues in Straßburg. Vom Bau seiner Zeit soll noch herrühren der östliche Theil der Krypta und die Anlage des Chors.¹

Burkard, unter dem die Weihe stattgefunden hatte, ward kurz darauf zum ersten Abt gewählt. Damit war das Abhängigkeitsverhältniß Muri's zu Einsiedeln, das in der Folge doch nur zu unerquicklichen Streitigkeiten würde geführt haben, gelöst und Muri war eine eigene Abtei. Wenn von Burkards Nachfolger, Wenelo, welcher den Titel Abt nicht führte, gesagt wird, er habe diesen Titel so lange nicht führen wollen, bis er das Kloster vollendet, *usque dum ipse perficeret claustrum*, so kann sich dies jedenfalls nur auf untergeordnete Ausbauten beziehen. Vielleicht ist anzunehmen, daß Wenelo die innere Einrichtung des Conventgebäudes vervollkommnet, und Gaststuben und Krankenhäuser eingerichtet hat, vielleicht auch, daß er erst dazu kam, die Oekonomiegebäude zu bauen, die bei keiner Benediktinerabtei fehlen durften.

Von einer weitem Bauthätigkeit hören wir vorderhand nun wenig. Die Kirche und die übrigen Klostergebäude waren errichtet und zwar in einer Ausdehnung, welche den nächsten Jahrhunderten voraussichtlich genügen konnte. Die Aufgabe der folgenden Aebte war ganz anderer Natur. Eine momentane Störung verursachte gleich in der nächsten Zeit die Einführung der strengeren Satzungen von Fructuaria und Cluny, die ja auch in St. Gallen so böses Blut gemacht.² In Alamannien ging die Propaganda für diese Reform vor Allem von den Klöstern im Schwarzwald aus. Auch Muri erhielt von dorthier Besuch. Auf ausdrückliche Bitten des Grafen Werner — vermuthlich wären sie aber auch sonst gekommen — erschienen nämlich eines Tages zwei Herren in Muri, von denen der eine Abt Wilhelm von Hirschau, der andere Abt Siegfried von Schaffhausen war, um das Kloster zu inspiciren. Wir erwähnen diesen Besuch nur deshalb, weil er auch bauliche Veränderungen zur Folge hatte. Bei ihrer Inspection sahen die beiden Aebte, daß das Klostergebäude noch mitten unter den Bauernhütten stand, „denn wo jetzt

¹ A. Springer, Textbuch zu den kunsthistorischen Bilderbogen, pag. 148.

² Vergl. Meyer von Knonau, Einleitung zu den Casus St. Galli, pag. XIV.

das Kloster steht, da war bisher der Flecken!“¹ Das mißfiel ihnen. Zum Zweck einer strengeren Abschließung der Mönche von der Außenwelt drangen sie in den Grafen, diesem Uebelstande abzu- helfen, was denn auch geschah. Wahrscheinlich wurden die nächst- liegenden Hütten abgerissen und um den ganzen Klostercomplex eine Mauer gezogen, welche außer den eigentlichen Klostergebäuden auch die nöthigen Wirthschaftsräume und Brunnen, sowie die von der Regel des h. Benedikt vorgeschriebene Mühle und Bäckerei einschloß. Von diesem Augenblick an war es so, wie die Acta sagen: *Hic sacer locus stabiliter firmatus est sive domus ad monachicam vitam, in quo omnes regulares officine haberi et obser- vari debent et possunt, ne sit monachis foris vagandi necessitas.*² Dieser heilige Ort ist befestigt und geschützt, wie sich einer für mönchisches Leben eingerichteten Stätte ziemt; alle Wirthschafts- räume sollen dicht bei derselben gelegen sein, „damit die Mönche nicht in die Nothwendigkeit versetzt werden, draußen herum zu schweifen.“

Die letzte Nachricht, die uns die Acta über die bauliche Thä- tigkeit bringen, rührt vom zweiten Anonymus her, welcher, wie wir mit Kiem annehmen, im 13. Jahrhundert schrieb. Derselbe theilt uns mit, daß mit Genehmigung des Abtes Anshelm (1177 bis 1195) der Kellermeister Mönch Konrad „construxit“...³ Was er aber erbaute, das zu sagen, ist dem Schreibenden leider in der Feder stecken geblieben. Da die Freiung der Abtei durch Graf Werner im Jahre 1082 erfolgte und zwar in unmittelbarem An- schluß an den Besuch der beiden Aebte und die Einführung der Hirschauer Satzung, so darf man wohl als Abschluß der ersten Bauperiode, welche um das Jahr 1030 beginnt, das Jahr 1080 be- zeichnen.

Von verschiedenen Vorstehern des Klosters und von Mitglie- dern der Stifterfamilie lesen wir, daß sie in der Klosterkirche be- graben worden seien, so Reginbold und vor diesem war schon Radbot in der Kirche beigesetzt worden,⁴ unmittelbar beim h. Kreuz-Altar.

¹ A. M., pag. 32.

² A. M., pag. 60.

³ A. M., pag. 97.

⁴ A. M., pag. 25.

In das nämliche Grab ward Adelbert, dessen Sohn, gelegt; derselbe war in „Honigin“ (Hünigen?) gestorben, von wo der Leichnam nach Muri gebracht wurde. Die Angehörigen des Verstorbenen schenkten dem Kloster bei dieser Gelegenheit einen großen Kandelaber und ein seidenes Pallium, „welches an Festtagen über den Marienaltar gebreitet wird.“¹ Reginbolds Nachfolger, Abt Burkard, wurde, wie er selbst noch angeordnet, vor der Kirche bestattet, so daß die Brüder an den Sonntagen bei der Procession um sein Grab herumziehen könnten.² Man wird sich zu denken haben, daß das Grabmal mitten vor der Kirche lag und die Brüder aus dieser herauskommend links und rechts an demselben vorbeischritten. Ebenfalls vor den Thüren der Kirche,³ vermuthlich unter dem Dach der Vorhalle⁴ war der 1096 gestorbene Graf Werner, Ita's Sohn, sowie seine Gemahlin Regelin und sein Sohn Graf Otto begraben und mit ihnen, wie spätere Berichte melden, die Gräfin Richenza von Lenzburg, Schwester des genannten Werner.⁵ Im 13. Jahrhundert endlich fand von den Mitgliedern des Hauses Habsburg die Gräfin Hedwig, Mutter Rudolfs von Habsburg, ihre Ruhestätte in der Klosterkirche von Muri.⁶

Außer der Klosterkirche und der Pfarrkirche gab es in der Nähe des Klosters noch zwei Kapellen, die schon erwähnte Michaelskapelle und eine andere, die dem h. Johannes gewidmet war. Diese letztere war von einer vornehmen Matrone, Namens Gerhild, gestiftet und unter Abt Ulrich (1075—1081) von einem „gewissen Bischof“ Gerold von Rinzin eingeweiht worden. Der Bau scheint aber nicht besonders solid gewesen zu sein, denn schon ein halbes Menschenalter später war man genöthigt, den Altar abzubrechen und einen

¹ A. M., pag. 25.

² Ibidem, pag. 30: ante monasterium, ut in dominicis diebus fratres cum processione sepulcrum ejus circumirent.

³ Ibidem, pag. 40: in clauastro nostro ante januas ecclesie.

⁴ Siehe oben pag. 9.

⁵ Fridolin Kopp: *Vindiciae Actorum Murensium* 1750, pag. 257. Kopp erzählt, wie die vier Leichname gefunden wurden, als 1674 die Vorhalle abgetragen ward. Man hatte ungefähr 2 Fuß tief gegraben, als man auf zwei Grabsteine stieß, deren einer das Lenzburger Wappen trug. Unweit davon wurden dann auch die Gebeine des Abtes Burkard gefunden.

⁶ Kiem, *Geschichte*, pag. 101.

neuen zu erstellen. Das geschah unter Abt Roezelin (1119—1145). Dieses Factum erhält eine besondere Wichtigkeit noch dadurch, daß der Verfasser der Acta bei demselben zugegen war und er als Augenzeuge erzählt, woraus man ersieht, daß er in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Muri gelebt haben muß. „Weil der Altar schlecht gebaut war, brachen wir ihn unter Abt Roezelin ab und erstellten ihn so, wie er gegenwärtig ist. Und als wir zu den Reliquien kamen, fanden wir sie in Folge der Feuchtigkeit des Bodens vollständig verfault vor und außerdem fanden wir nur noch einen Knochen. Die Asche aber, die wir fanden, sammelten wir sorgfältig und diese Reliquien wurden zugleich mit denen des Evangelisten Marcus und des h. Bischofs Nikolaus von Bischof Ulrich II. von Constanz am 24. Dezember dem Altare wieder einverleibt. Es befinden sich in demselben, wie ich selbst sah und vernahm (*sicut ego ipse vidi et audivi . . .*) die Reliquien der h. Gottesgebälerin Maria“ u. s. w.¹

Von einer weitem Bauthätigkeit hören wir nun, abgesehen von jener unvollständigen Notiz über den Mönch Konrad, in den Acta nichts mehr. Wohl aber verzeichnen dieselben in einer summarischen Uebersicht, was das Kloster im Verlauf der zwei, drei ersten Jahrhunderte an Büchern, Reliquien und Kirchengeschäften erworben hat. Dieser Katalog ist in mehr als Einer Hinsicht interessant. In unserer Aufgabe kann es zwar nicht liegen, denselben eingehend zu behandeln; doch auch nur einen kurzen Blick auf ihn zu werfen, wird sich lohnen.

Wenn heutzutage eine finanziell bedrängte Gemeinde ein altes Glasgemälde, einen Kelch oder dergleichen verkauft, so meldet sich in der Regel gleich die allgemeine sittliche Entrüstung zu Wort, um den Kunstschacher und die Pietätlosigkeit in gebührender Weise zu brandmarken. Klagend ruft man aus, daß dies ganz unerhört sei und thut, als ob so etwas noch niemals vorgekommen. Nun sind wir natürlich weit entfernt, alle solche Verkäufe zu rechtfertigen oder sie auch nur leise in Schutz zu nehmen; aber doch meinen wir, es wäre gut, solche Vorgänge nicht immer in's Schuldbuch der materialistischen, modernen Zeit zu schreiben und zwar aus

¹ A. M., pag. 57.

dem einfachen Grunde, weil im gegebenen Fall selbst das fromme Mittelalter nicht anders handelte. . . .

Von Richenza, der Gräfin von Lenzburg, welche in Muri bestattet ward, hatte das Kloster einen kostbaren mit Edelsteinen und Perlen geschmückten Kelch und zwei silberne Kreuze geschenkt bekommen. Richenza war die Tochter Ita's und Radbots und man hätte denken sollen, diese Gabe wäre als ein ganz besonders theures Vermächtniß angesehen worden. Aber schon im Jahre 1106 zögerte der damalige Abt Rupert nicht, außer vielen andern Schätzen des Klosters auch dieses theure Vermächtniß für die Güter in Wohlen hinzugeben, welche dereinst im Besitz jenes ungerechten Guntram gewesen waren. Von ihm waren sie auf seine Tochter Euffemia, von dieser auf deren Sohn Rudolf übergegangen und von diesem Rudolf erwarb sie nun der genannte Abt Rupert um den Preis der erwähnten Kostbarkeiten. Besitz an Land mochte eben damals werthvoller erscheinen, als Gold und Edelsteine. Der Muri-Chronist war freilich anderer Meinung. Tief bekümmert durch diese Beraubung des Klosters¹ schreibt er: „Das kann sich ja jeder selbst zurechtlegen, was für Glück und Segen der Seele und dem Leib aus so unrechtmäßig erworbenem Gut erwachsen wird. Denn das muß ein jeder bedenken, daß der Leib nicht unter der Bedingung genährt werden darf, daß dabei die Seele zu Grunde geht. Wie könnte es aber von Nutzen sein, wenn der Mönch verzehrt, was der Räuber geraubt?“ Etwas beruhigt fährt er fort: „Jetzt aber, ob sie mit Recht oder Unrecht erworben sind, werde ich aufzählen, was wir in diesem Dorfe für Güter besitzen.“ Und nun zählt er sie auf und es scheint ihn dabei zu trösten, daß die werthvollen Schätze wenigstens nicht umsonst ausgegeben worden sind.

Dieser Fall einer Veräußerung von Kunstschatzen ist nicht einmal der einzige. Von Regelin, der mehrfach genannten Gemahlin des Grafen Werner, hatte das Kloster einen goldenen Becher zum Geschenk bekommen. Auch dieser blieb demselben nicht lange erhalten. Als 1132 Abt Roezelin die Güter des Grafen Eberhard von Nellenburg zu erwerben wünschte, verkaufte er unter anderm

¹ A. M., pag. 69: *Ac spoliaverunt nudaveruntque monasterium...*

auch skrupellos diesen goldenen Becher.¹ Und bei der Aufzählung der Kirchengeräthe schreibt der Chronist mißmuthig, er möge gar nicht mehr sagen, was sich noch vorfinde, denn er schäme sich, daß es so wenig sei.² Zudem wisse man von diesem Wenigen ja nicht, wie lange es dem Kloster noch verbleibe; gebe es doch immer solche, welche rufen: *vendantur, et emantur que sunt nobis necessaria!* „Verkaufen, verkaufen und kaufen, was nöthig ist!“ Wie man sieht, hat der Utilitätsstandpunkt schon damals, so gut wie heute, seine Anwälte gehabt.

Was die Aufzählung der Reliquien betrifft, so dürfte dieselbe für die Geschichte des Reliquiencultus nicht unwichtig sein. Bemerkenswerth ist jedenfalls die Menge der Reliquien; es werden ihrer nicht weniger als zweihundertfünfzig aufgeführt. Wie hätte bei einer solchen Aufspeicherung, fast möchte man sagen „Sammlung“, noch von einer wirklichen, tief empfundenen Verehrung die Rede sein können! Die Vielheit ist ein sprechender Beweis für Veräußerlichung, und dies wird auch durch verschiedene andere Züge vollauf bestätigt. So hatte z. B. eine Matrone, Namens Cilia, dem Kloster viele Reliquien geschenkt,³ der Chronist weiß aber gar nicht einmal, was aus denselben geworden ist. Man wird daher nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß zu jener Zeit die Reliquien nur als mehr oder minder werthvolle Kuriositäten galten; eine besondere Kraft wohnte ihnen sicherlich nicht mehr inne. Da eine große Anzahl auf oder unter den Altären aufbewahrt wurde, theilen uns die *Acta* mit, was für welche ein jeder derselben enthielt, bei welcher Gelegenheit wir auch erfahren, daß sich in der Kirche 5 Altäre befanden: einer in der Krypta,⁴ der Hochaltar des h. Martin und drei andere, welche der h. Maria, dem h. Petrus und dem h. Benedikt geweiht waren.

Als Reliquienbehälter dienen daneben besonders Kreuze; aber auch eigentliche Reliquiarien kommen vor und zwar in den ver-

¹ A. M., pag. 91, *et fregit aureum calicem optimum, quem cometissa Regelint huc tradidit.*

² A. M., pag. 51.

³ A. M., pag. 47.

⁴ A. M., pag. 47, *in altari quod est in cripta.*

schiedensten Formen. Nokerus, ein geborner Basler, hatte einen großen Stein erworben, welcher in seinem Innern viele Reliquien barg.¹ In einem Kristall, welcher die Form einer Taube hatte, wurden Reliquien des h. Agapitus, in einem andern von runder Form diejenigen des h. Supplicius aufbewahrt. Dann gab es silberne Schreine (*capsa argentea*), welche allein schon mehr als 30 Reliquien von den verschiedensten Heiligen beherbergten. Gräfin Richenza, von der jener werthvolle Kelch stammte, hatte dem Kloster auch ein Reliquienkästchen aus Elfenbein vermacht, welches wie ein Buch ausfah² und ebenfalls eine ganze Menge Reliquien enthielt, unter anderem ein Stückchen von einer der Gesetzestafeln des Moses, ein Stückchen von der Säule, an welcher Christus gegeißelt worden und eines von dem Stein, auf welchem Felix und Regula enthauptet worden waren; ferner Stückchen von den Kleidern der zwölf Apostel und einen Theil des Steines, auf welchem Jesus stand, als er zum Satan sagte: Weiche von hinnen! Aus Mauresmünster hatte ein gewisser Adalbert ein Reliquienkästchen mitgebracht, welches aus Holz gefertigt und mit Elfenbeinschnitzereien geziert war;³ dasselbe enthielt unter Anderem ein Stückchen von dem Tuch, in welches der Herr eingehüllt gewesen, als er im Grabe lag, ein Stückchen von dem Berg Sinai, eines von dem Stein, auf welchem Johannes stand, da er Christus taufte und einen Tropfen vom Blute Johannes des Täufers. Ein anderes Elfenbein-Reliquiarium mit vielen Reliquien war dem Kloster von einer Judenta von Herznach übergeben worden.

Von Kirchengeräthen werden aus Gold und Silber verfertigte Kreuze aufgezählt, einige goldene und silberne Plenarien, ferner ein goldener und vier silberne Becher und endlich Kirchenfahnen, Dalmatiken, Pallien, Stolen, Tuniken und anderes mehr. Leuchter besaß das Kloster acht, Rauchfässer drei. Das Inventar ist zur großen Betrübniß des Chronisten kein großes; aber daran

¹ A. M., pag. 47 in magno autem lapide continentur reliquie s. Innocentium etc.

² So wenigstens wird wohl der Ausdruck „*capsa quadrata in modum libri cum ossibus composita*“ zu verstehen sein.

³ A. M., pag. 49: in capsula lignea, que facta est cum ossibus ad imagines hominum incis.

sind eben die Leute schuld, welche stets das Wort im Munde führen: Verkaufen, verkaufen und kaufen was nöthig ist

Ein werthvolles Geschenk, dessen in den Acta nicht Erwähnung gethan ist, erhielt das Kloster 1199 vom Landgraf Adalbert III., Urenkel Werners II., des Sohnes Radbots und Ita's, und Vater jenes aus der Schweizergeschichte wohl bekannten Rudolf, welcher zur Unterscheidung von seinem noch berühmtern Enkel den Beinamen des Alten erhalten hat. Adalbert schenkte nämlich dem Kloster ein aus Elfenbein kunstreich gefertigtes Reliquienhorn, welches seit 1702 in Wien aufbewahrt wird. Bei dieser Gelegenheit, da es nach Wien wanderte, wurde eine Copie davon aus Ebenholz gemacht, damit das Kloster doch ein Andenken an daselbe besäße. Nach der Aufhebung des Klosters kam diese Copie nach Aarau, wo sie noch jetzt in der Kantonsbibliothek aufbewahrt wird. Das Horn, dessen Länge einen halben Meter beträgt, ist durch zwei mal zwei mit Blattornamenten verzierte Ringe dreitheilig gegliedert. Ganz schmucklos gehalten ist der Theil, welcher die Spitze bildet; der mittlere enthält die Dedication: *Notum sit omnibus cornu istud aspicientibus quod comes Albertus Alsatiensis Lantgravius de Habispurc natus sacris reliquiis cornu istud ditavit. Hec acta sunt anno MCXCVIII.* Den letzten Theil endlich schmückt eine in Relief dargestellte abenteuerliche Jagdscene.¹

Reichhaltiger als die Sakristei war die Bibliothek, was wohl daher kommen mochte, daß sich Bücher trotz des hohen Werthes, den sie damals besaßen, nicht so leicht versilbern ließen wie Becher und Kreuze; zudem war ja von Anfang an durch Reginbolds Bemühen das Fundament zu einer reichhaltigen Bücherei gelegt worden. In erster Linie sind es natürlich Bücher des Alten und Neuen Testaments, Heiligenleben und Schriften von Kirchenvätern, Meß- und Sequenzenbücher und Antiphonarien, die uns im Katalog genannt werden. Dann aber treffen wir auch Bücher aus der Profanliteratur an: Homer, Persius, Martial, Ovid, Sallust und zwei

¹ Vergl. die Abbildung des Horns in Kopp's *Vindiciae*, pag. 282 und was pag. 281 und 157 darüber bemerkt ist; ferner Rahn, *Geschichte der Bild. Künste*, pag. 277, wo jedoch noch irrthümlich angenommen ist, daß das in Aarau befindliche Exemplar aus Holz das Original sei; dazu Kiem, *Geschichte*, pag. 85.

Bücher „de Walthario;“ es kann kein Zweifel walten, daß Ekkeharts Waltharilied gemeint ist.¹

IV.²

Drei große Culturmissionen haben die Klöster zu erfüllen gehabt: eine Zufluchtsstätte der an der Welt irre gewordenen Menschen zu sein, den kommenden Geschlechtern die Cultur des Alterthums zu übermitteln — *λαμπάδια ἔχοντες διαδώσουσιν ἀλλήλοις* — und die Wüsteneien und Wälder des damaligen Europas in fruchtbares Erdreich zu verwandeln. Nach Zeit und Ort haben diese Aufgaben gewechselt, bald hat die eine, bald die andere den Vorrang beansprucht. Wo aber auch nur eine derselben ernstlich zu lösen versucht ward, hat ein Kloster nicht umsonst gelebt; denn wer unter einem dieser drei Zeichen kämpfte, der durfte nicht bloß des Sieges gewiß sein — der hatte schon gesiegt!

Mit dem genialen Blick, mit welchem große Männer die Forderungen ihrer Zeit zu erkennen vermögen, hatte der heilige Benedikt neben der religiösen Andacht vor Allem die Cultivirung des Bodens verlangt, eine Forderung, die namentlich für die nördlich der Alpen gelegenen Länder, speziell für Deutschland, von der allergrößten Tragweite werden sollte. „Wir müssen uns vergegenwärtigen,“ sagt Andreas Heusler,³ „daß zu Beginn des Mittelalters das Innere des heutigen Deutschland noch ein uncultivirtes Land war und bis tief in das 13. Jahrhundert hinein, in abgelegenen Gegenden noch länger, der Wald noch nicht auf das rationelle Verhältniß zum Culturlande reduzirt war, sondern immer noch durch beständige Rodung der

¹ Theodor v. Liebenan: „Die Anfänge des Hauses Habsburg“. Adler IX 1882, pag. 131 findet, daß der Bestand der Bibliothek in Muri, wenn er mit demjenigen anderer damaliger Klosterbibliotheken verglichen wird, reichhaltig genannt werden müsse.

² Vergl. hiezu Johannes v. Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. 1786 I., pag. 257—260; Rochholz: Des Benediktinerstiftes Muri Grundbesitz, Landbau, Haushalt und Gesindeordnung von 1027, bis 1596, Argovia 1861; Kiem, Geschichte der Benediktiner Abtei Muri-Gries, pag. 51—59.

³ A. Heusler: Institutionen des deutschen Privatrechts, 1885 II, pag. 171.

Anbau des Landes mußte gefördert werden. Dieser Aufgabe hatten sich die Markgenossenschaften schon längst nicht mehr gewachsen erwiesen, sie war an die Klöster übergegangen. Mitten in den Urwald hinein, den die Könige dazu schenkten, wurden die Klöster gebaut, wie Fulda in die Buchonia, und die dos, die sie erhielten, viele Meilen Landes rings um den auserkorenen Sitz, mußte nun selber erst durch harte Arbeit der Cultur gewonnen und nutzbar gemacht werden. Jahrhunderte später wiederholte sich daselbe, was die fränkischen Könige zur Urbarmachung des Landes auf diesem Wege, durch Dotirung von Klöstern, bezweckt hatten, in kleinerem Maßstabe auf den Gebieten der Territorialherren. Auch sie gründeten Klöster in wüsten Gegenden zur Ermöglichung intensiveren Anbaues, schenkten zumal Wald mit der Verpflichtung des Rodens. Da wurde nun planmäßig das Leihesystem ausgebildet. Solch ein neugegründetes Kloster entbehrte anfangs aller Hilfsmittel für energische Urbarisirung und Nutzbarmachung des Landes. Wie dankbar war es, wenn ihm nicht nur Land, sondern auch Unfreie geschenkt wurden. Denn nicht Land fehlte zunächst, sondern Arbeitskraft. Was in nächster Umgebung des Klosters lag, bebauten die Mönche selbst mit ihren Wirthschaftsgehilfen; was weit ab vom Kloster lag, mußte fremden Händen übergeben werden“

Durch diese wenigen Worte ist in das Dunkel, welches die Entstehungsgeschichte unseres Klosters umgibt, ein heller Strahl des Lichts gedrungen. Nicht wie uns die Acta wollen glauben machen und wohl auch selber glauben, sind erbauliche Erwägungen die Ursache, daß auf dem Lindenberg das Kloster Muri erstand, auch nicht politische Combinationen, wie Kiem anzunehmen scheint,¹ sondern in allererster Linie sind es Faktoren nationalökonomischer Natur gewesen, die das Projekt in's Leben gerufen haben. Man muß ja nur die Acta aufschlagen, um zu sehen, was für eine Rolle die Landwirthschaft im Klosterleben spielte. Deshalb würde auch in unserer Schilderung ein ganz wesentlicher Zug fehlen, wollten wir diese Seite der klösterlichen Thätigkeit mit Stillschweigen übergehen.

¹ A. M. Einleitung, pag. 10.

Bisher haben wir das Kloster für sich allein betrachtet; wir haben einen Gang durch die Kirche gemacht und die Schätze be-
sichtigt, welche dieselbe beherbergte; wir haben die Schule kennen
lernen, die Reginbold eingerichtet und haben die Conventualen bei
ihrer Thätigkeit in dem stillen Bibliotheksfaale belauscht. Aber alles
das betrifft nur die eine Seite ihres Lebens und vielleicht nicht
einmal die wichtigste; denn das Kloster stand eben nicht „für sich
allein“ da und die Mauer, die es umgab, hatte nicht die Bedeutung
einer unübersteigbaren Scheidewand. Vielmehr ist es ein großer
Meierhof gewesen, von welchem aus die Verwaltung der ganzen
Umgebung geleitet ward, und es ist also mit der Außenwelt in
lebhaftem Contact gestanden.

Daß der Complex der Klostergebäude mit den Räumen für
die Conventualen: Schlafsaal, Refectorium, Kirche, Capitelsaal, Ofen-
stube, Wasch- und Badelokal, Krankenhaus, Latrinenhaus, mit der
Schule und dem Bibliotheksfaal, den Gastzimmern und Dienstwoh-
nungen und endlich den Räumen für die ausgedehnte Oekonomie,
nicht klein sein konnte, ist einleuchtend. Mit der Einführung der
Hirschauer Regel hatten zudem die *Fratres exteriores*, die Laien-
brüder, ihren Einzug in Muri gehalten, sie bekamen daselbst einen
eigenen Schlafsaal.¹ Seit jener Zeit, also seit 1080, war auch, wie wir
wissen, das Klostergebäude von den daselbe umgebenden Hütten
der Bauern befreit worden und an ihrer Statt erhob sich vielleicht
ein Theil jener von der Regel Benedikts vorgeschriebenen Oekonomie-
gebäude. Selbstverständlich wurde die Bedeutung des Ortes durch
das Kloster eine ganz andere. Geschickte Handwerker — *multarum
artium periti homines* werden sie in den *Acta* genannt² — siedeln
sich im Flecken an und man wünscht, daß sie hier bleiben, da
man sie nöthig habe und „weil es eine Ehre für den Ort sei“
(*vel ad honorem loci*). Märkte (*mercationes*) werden abgehalten
und ständig sollen zwei Wirthschaften geführt werden, eine Wein-
und eine Bierwirthschaft.³ Außer den Hütten der Bauern be-
fanden sich noch die großen Schweighöfe in Muri und ein Meier

¹ A. M., pag. 75.

² Ibidem, pag. 65.

³ Ibidem.

war über dieselben gesetzt, welcher darauf zu achten hatte, daß sie ordentlich bewirthschaftet wurden und von den Erträgen dem Kloster gegeben ward, was des Klosters war.

Doch all dies ist nur eine Kleinigkeit; denn das Reußthal hinab bis nach Mellingen, ja theilweise darüber hinaus bis jenseits des Rheins und die Reuß hinauf an beiden Ufern, sodann im Thal der Bünz, Wigger und Suhr und am Zürcher-, Zuger- und Vierwaldstättersee, im heutigen Kanton Schwyz, vornehmlich aber in Unterwalden, lagen zerstreut die vielen und reichen Besitzthümer, welche Muri schon im 13. Jahrhundert besaß.¹ Man kann sich denken, mit welchen Schwierigkeiten die Verwaltung eines solchen Gütercomplexes verbunden war. Aber das war auch anderwärts so. Was in der nächsten Umgebung lag, das konnte ein Kloster mit seinen Knechten und Hörigen selbst bebauen, jedenfalls genau beaufsichtigen; was weit ablag, mußte fremden Händen anvertraut werden. „Dazu reichten aber die vorhandenen Kräfte an Unfreien nicht aus; und auch wenn solche in genügender Zahl vorhanden gewesen wären, hätte man sie nicht fern von dem Centralsitz der Verwaltung bei ungenügender Ueberwachung sich selbst und ihrer Gewissenhaftigkeit überlassen können ohne Einräumung von Vortheilen, die ihnen den zur Bebauung übergebenen Grund und Boden zur Heimat zu machen geeignet waren. Vollends war das der Fall, wenn freie Bauern zur harten Arbeit des Rodens sollten herangezogen werden. Vielmehr mußte, damit das große Klostergut aus einer Wüste zu Culturland werden sollte, allen Denen, die solche Arbeit auf sich nahmen, ein sicherer Besitz unter günstigen Bedingungen und zumal für die ersten Jahre unter möglichster Entlastung von Zinspflicht und andern Leistungen garantirt werden; anders konnte man Niemandem zumuthen, die in den ersten Jahren ganz unergiebigste Arbeit der Rodung des Waldes und der Herstellung der Ackerfelder oder der Weinberge auf sich zu nehmen, um dann nach vollbrachter Mühe in's Elend gestoßen, einem neuen Pächter, der mehr bieten konnte, Platz machen zu müssen.“²

¹ Vergl. die als Beilage zu den A. M. herausgegebene Karte der Klosterbesitzungen im genannten Bande der „Quellen“.

² A. Heusler, a. a. O., pag. 172.

Die Bedingungen, unter welchen sich diese mittelalterlichen Farmer in den Dienst eines Klosters stellten, waren natürlich von Ort zu Ort andere. Anschaulich schildert uns die Klosterchronik, wie es in Muri Brauch gewesen: „Wo und wann immer Jemand auf unserm Grund und Boden eine Farm von uns erhält, dem soll zugleich ein Pflug mit dem dazu gehörigen Geräthe und ein Wagen mit vier Ochsen gegeben werden; ferner ein Mutterschwein mit zwei jährigen Ferkeln und ein Hahn mit zwei Hennen. Diese Thiere muß er ein Jahr lang unterhalten und sie dann, wenn die Andern die ihren dem Kloster zurückgeben, ebenfalls zurückerstatten. Auch soll ihm gegeben werden eine Sichel, ein Beil, eine Axt¹ und anderes Eisengeräth, dessen er bedarf; ferner aller Art Samen: Spelt, Haber, Lein, Rübsamen, Erbsen, Bohnen und Hirse, und endlich ein Haus und Holz und alles was er braucht.“ Falls die Ochsen oder die Schweine während des angesetzten Jahres sterben würden, sollen sie ihm ersetzt werden. Für alles das zinst der Farmer (huobarius), welcher eine ganze Hufe (mansus) erhalten hat, jedes Jahr 4 Malter Spelt und 6 Malter Haber. . . . Am Tage des h. Georg (23. April) liefern diejenigen Farmer, deren Hof sich außerhalb des Waldes befindet,² ein Stück Linnen, 12 Ellen lang und 3 Ellen breit; doch dies nur in dem Fall, wenn man ihnen den Leinsamen gegeben hatte; andernfalls muß das Stück Linnen 6 Ellen lang und 5 Ellen breit sein.³ In dem einen Jahr zinst der Huber außerdem 5, im andern 4 Hühner. Am St. Andreastag (30. November) soll er ferner zwei Schweine abliefern, im Werth von mindestens 3 Solidi herrschaftlicher Währung. Vom St. Andreastage an bis zu Mariä Lichtmeß (2. Februar) soll er entweder einen Ochsen oder eine Kuh füttern, oder aber das entsprechende Heu liefern. Während desselben Zeitraumes sollen auch die Farmer abwechselnd Nachts Wache halten; derjenige, welcher gerade Dienst hat, ist für allfälligen Schaden verantwortlich. In der Nacht, da sie wachen,

¹ A. M., pag. 61: dolabra, also nicht Hobel, wie Rochholz a. a. O. sagt.

² Aus diesen Worten geht hervor, daß es also auch Farmer gab, deren Häuser im Walde lagen und deren Hauptaufgabe demnach im Ausroden desselben bestehen mußte.

erhält ein jeder einen halben Laib Brot und einen Krug Bier. Dreimal im Jahr, im Juni, im Herbst und Frühjahr sollen sie je 5 Juchart pflügen, die Juchart zu 6 Ruthen in der Breite und 30 in der Länge, die Ruthe zu 9 Ellen. Während dieser Zeit haben sie wöchentlich nur Einen Tag zu dienen und an diesem kann sie auch ein Mädchen (ancilla) vertreten. Die vierte Pflügung besorgt der Propst allein, sofern alles andere gethan ist; andernfalls hat ihm der Farmer auch bei dieser Hülfe zu leisten. Vom St. Johannistag (24. Juni) aber bis zu St. Remigius (1. October) haben sie täglich, mit Ausnahme der Festtage, zu dienen. Im Herbst dann sollen sie den Wein aus dem Elsaß und dem Breisgau herführen, ein jeder 5 Saum (ydrias) und ein jeder hat für eine solche Fuhre vier Ochsen zu stellen und alle Auslagen, mit Ausnahme des Fährlohns (naulum), zu bestreiten; vom Kloster erhält er jedoch hiefür etwelche Entschädigung. Daneben hat der Farmer noch andere Fuhren in der Nähe zu besorgen, und Pflicht wie Entschädigung ist überall genau festgesetzt. Bei der ganzen Verwaltung hatte der Abt die Berechnung der Zinsen vorzunehmen, der Propst den Anbau der Huben zu beaufsichtigen und der Meier besorgte die kleineren Geschäfte (alia minora), wofür ihm der Farmer jährlich zwei Brote, ein bestimmtes Quantum Bier und zwei Schinken zu entrichten hat; ausdrücklich wird aber bemerkt, daß noch Fleisch an denselben sein müsse. Der Meier setzt den Leuten dafür etwas vor. Er seinerseits hat dem Kloster jährlich, und zwar vor Weihnachten, einen großen Fisch, im Werthe von 5 Solidi abzuliefern, oder aber, sofern er jenseits des Bannes wohnt, dreimal im Jahre je 100 Eier.

Vom Ausroden eines Waldes wird speziell nur bei der Aufzählung des Besitzes im Reußthal gesprochen, eine Stelle, die um so mehr Beachtung verdient, als sie auch in anderer Beziehung von Interesse ist. Sie lautet so ¹: Althüsern primitus silva fuit, sed extirpata est ab hominibus qui vocantur Windä, et sub Gotfrido preposito in curtem ordinata est, ubi sunt XIII diurnales servientes et duo mansi, unus et dimidius in ipsa villa et dimidius ad Gerüte. Similiter et Birchi exculta ab ipsis hominibus et sub prefato pre-

¹ A. M., pag. 72.

posito in curtem composita est. Schon Johannes von Müller hat sich die Frage vorgelegt, ob unter diesen „Winda“ Wenden oder Abkömmlinge der unglücklichen Bürger von Windisch zu verstehen seien. Wenn, was Rochholz neuerdings mit vielem Eifer zu beweisen unternommen hat,¹ die erstgenannte Annahme die richtige sein sollte, so hätten wir die interessante Erscheinung, daß einzelne Slavenfamilien bis diesseits des Rheins zersprengt worden sind und hier im 12. Jahrhundert an der Urbarisirung des Landes mitgeholfen haben.

Die Oekonomie des Klosters erstreckte sich aber nicht nur auf Waldrodung und Ackerbau; dazu waren die Besitzungen des Klosters viel zu groß und mannigfaltig. Dasselbe war ja in Unterwalden und am Fuß des Rigi begütert und dort betrieb es eine ausgedehnte Alpwirtschaft, von der wir durch die Acta genaue Kunde haben. Mitte Mai, zur Zeit der Schafschur, kommt der Propst nach Gersau, um seinen Theil von der Wolle in Empfang zu nehmen. Dann ist er wieder im September anwesend, um zu sehen, wie das Vieh von der Alp getrieben und überwintert werde. Der Hauptzins wird am Andreastag entrichtet; natürlich bestehen die Abgaben alle in Naturalien: da werden Käse verschiedenlei Art,² Fleisch, Fische, Vieh, Tücher, Wolle, Filz, Häute, Leder, Felle, Nüsse und Äpfel an's Kloster abgeliefert, und nur ganz vereinzelt mag es vorgekommen sein, daß der Zins auch in Geld entrichtet wurde. Ueber die Gewohnheiten der Sennen bringt der Chronist bei dieser Gelegenheit recht interessante Mittheilungen, wie sie sich wohl in keinem andern historischen Dokumente jener Zeit finden möchten. Es kann jedoch nicht in unserer Aufgabe liegen, näher auf dieselben einzutreten.

Eine nicht minder wichtige Rolle als die Alpwirtschaft spielte für das Kloster der Weinbau, den es namentlich auf seinen Gütern am Rhein, im Elsaß und im Breisgau betrieb. Hier lagen ja auch jene Güter des Grafen Eberhard von Nellenburg, um deretwillen Abt Rözelin den goldenen Becher der Gräfin Regelind veräußert hatte. Er sollte

¹ Rochholz: Slavische Colonisten im Aargau, „Argovia“ 1887 pag. 137 ff.

² A. M., pag. 81: caseos und seracia, unter welch letztern nach Kiem vielleicht Geißkäse zu verstehen sind (A. M., pag. 83).

es aber bereuen, denn Eberhard hinterging den Abt und behielt das beste Land zurück. Der Chronist klagt auch, daß die Verwaltung so weit entlegener Güter enorm schwierig sei. Denn wenn man die Bauern nicht gehörig beaufsichtige, so faullenzen sie und betrügen das Kloster und lügen nachher den Propst erst noch nach Kräften an. Was sie aber dem Kloster abgeben sollten, das verzehren sie selbst und ihre Weiber und Kinder helfen ihnen dabei.¹ An Vorschriften fehlte es freilich so wenig wie auf den andern Besitzthümern der Abtei. Da wird ganz genau bestimmt, wie viel mal ein jeder seinen Rebberg zu düngen hat, wann und wie oft er die Reben beschneiden, wie oft er sie behacken und in welchen Fällen er Erde zuführen soll — ein ganzer Cursus des Rebbaues. Dann folgen Bestimmungen über die Weinlese, was ein jeglicher dabei helfen soll und wie viel er von dem jungen Wein für sich selbst behalten darf.

Vergessen wir zum Schlusse nicht, mitzutheilen, daß im Vierwaldstätter- und Zugersee das Kloster zahlreiche Fischenzen besaß. In Anbetracht der vielen Fasttage möchten dieselben von den Herren Conventualen nicht als das mindest werthvolle Besitzthum angesehen worden sein.

Man wird nun unsern Ausspruch verstehen, daß ohne diese Schilderung dem Bilde ein wesentlicher Zug fehlen würde. Die Klostermauern erheben sich nicht mehr in weltentrückter Einsamkeit, sondern ringsum entfaltet sich rege, vielgestaltige Arbeit, wir sehen das fruchtbare Reußthal vor uns liegen und aus der Ferne grüßen uns die Alpen. Es durfte dem Bilde, das wir entwerfen, nicht der landschaftliche Hintergrund fehlen!

V.

Wir haben bis jetzt die bauliche Entwicklung soweit verfolgt, als uns die Acta über dieselbe Aufschluß geben konnten, bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts; wir haben uns auch eine kleine Rast gegönnt, um das Leben und Treiben zu beobachten,

¹ A. M., pag. 92: cunctaque, que constitutione dant, ipsi etiam cum uxoribus et filiis devorant.

wie es sich rings um das Kloster gestaltete und entfaltete; lenken wir unsere Schritte jetzt weiter durch die folgenden Jahrhunderte.

Es ist keine Frage, daß das Kloster zu Ende des 11. Jahrhunderts vollständig fertig dastand, so daß alles, was im Verlauf des 12. und 13. Jahrhunderts noch hinzukam, kaum in Betracht fällt. Der Bau, so wie er von Reginbold nach dem Muster von Einsiedeln angelegt worden war, mochte für die ersten Jahrhunderte vollständig genügen. Da und dort wurde vielleicht noch eine Kapelle, da und dort noch ein Vorrathsraum gebaut, der Grundplan im großen Ganzen aber blieb der des 11. Jahrhunderts: südwärts an die Kirche angebaut eine (wie wir annehmen) zweihöfige Anlage, umgeben von den nöthigen Oekonomiegebäuden und das Ganze eingeschlossen von Mauer und Graben.¹ Abgesehen von der erwähnten Klosterregel, nach welcher die Mönche nicht außerhalb des Klosters herumschweifen sollten, war eine solche Schutzwehr, welche dem Gebäudecomplex den Charakter einer Burg verlieh, auch aus äußern Gründen geboten. Die Geschichte des Mittelalters weiß von mehr als einem räuberischen Ueberfall eines Klosters zu erzählen, und es sind, wie das berühmte Beispiel von der Heimsuchung Einsiedelns durch die Schwyzer am 7. Januar 1314 beweist,² durchaus nicht nur frevelhaft gesinnte Raubritter, welchen eine solche Unbefangenheit gegenüber geistlichem Gut eigen war.

Von irgend welchen baulichen Veränderungen hören wir nun lange Zeit nichts mehr. Das Kloster selbst muß aber, wie aus Kiems verdienstvoller Geschichte des Stiftes hervorgeht, gedeihlich sich weiter entwickelt haben. Durch Schenkung oder durch Kauf vermehrt sich sein Grundbesitz, das Verhältniß zur Stifterfamilie bleibt fortwährend ein gutes: die Mutter Rudolfs von Habsburg ward in der Klosterkirche bestattet, Albrecht IV., Kastvogt des Klosters, anerkennt, daß dieses die niedere Gerichtsbarkeit (Twing und Bann) über die Martinsleute ausübe, und wie er fortzieht nach Jerusalem, da stiftet er zuvor noch für sein Seelenheil ein Anni-

¹ Kiem, Geschichte, pag. 125 und 157. Aus der Zeit des Abtes Konrad I. (1342—1359) ist noch ein Rodel erhalten, in welchem es heißt: Vor dem obern Thor des Klosters, jenseits des Grabens.

² Vrgl. Joh. Dierauer: Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft, I., Gotha 1887, pag. 118.

versarium in Muri. Erinnern wir uns auch, daß im 12. Jahrhundert der erste, im 13. der zweite Anonymus der Acta Murensia lebte, und daß demselben 13. Jahrhundert jener aus Gottfried Kellers „Hadlaub“ uns allen so gut bekannte Konrad von Mure angehört, welcher wahrscheinlich der dortigen Klosterschule seine Bildung verdankt.¹ Einen Dichter besitzt das Kloster in seinem Abt Heinrich I. (1261—1284), dessen Namen in der Manessischen Liedersammlung eingetragen ist.² Was das spezifisch religiöse Leben betrifft, so machte sich im 12. u. 13. Jahrhundert eine strengere Richtung geltend: es kam vor, daß sich Mitglieder des Convents ganz in abgesonderte Zellen zurückzogen, um dort ein den Kartäusern ähnliches Leben zu führen.³

Nun aber naht eine lange Periode, über die wir nur äußerst dürftige Kunde haben. Zur Zeit des Fürstabtes Placidus ward in Muri unter dem Titel „Murus et Antemurale, oder Muri und seine Vormauer“, eine Klosterchronik herausgegeben,⁴ die außer der Geschichte des Stiftes und mehrerer Pfarreien eine Anzahl auf die Klostergeschichte bezüglicher Dokumente und Elogia sämtlicher Äbte bis auf Placidus enthält, versifizierte Epitaphien in eine Form gekleidet, welche ungefähr die Mitte hält zwischen Ode und Streckvers. Aber von Anfang bis zu Ende erschallt ein und derselbe feierlich ernste Posaunenklang und freigebig, als müßte er eine ganze Barockkirche dekoriren, verschwendet der Dichter schmückenden Zierrath. Würden nicht den einzelnen Elogien jeweilen kurze Ausführungen in Prosa folgen, so könnte man den Werth derselben als historische Quelle, soweit sie wenigstens auf die frühern Aebte sich beziehen, nicht gering genug anschlagen. Ist doch so schon die Ausbeute eine außerordentlich dürftige und unsichere. Aus diesen Elogien erfahren wir nun,⁵ daß am 11. April 1300 das Kloster ein Raub der Flammen wurde, aber der Verfasser weiß nicht einmal, unter welchem Abte dieses traurige Ereigniß stattfand. Dafür theilt er uns mit, daß Abt Rudolf von Bossikon

¹ Kiem, Geschichte, pag. 130.

² Ibid., pag. 118.

³ Ibid., pag. 132.

⁴ Gedruckt in Muri 1720.

⁵ pag. 47.

(— 1309) das Kloster wieder hergestellt und sich dadurch große Verdienste um dasselbe erworben habe. Wieweit der Brand um sich gegriffen, welches seine Ursache war, was dabei zu Grunde ging, über das alles vernehmen wir nichts; denn die Notiz, daß die meisten „monumenta“ mit dem „ganzen Kloster“ zu Grunde gegangen seien, ist nicht nur viel zu vag, sie ist entschieden auch falsch. Die Kirche ist jedenfalls unberührt geblieben; wäre sie zerstört worden, so würde zu jener Zeit der Neubau gothisch ausgefallen sein und von einem solchen wissen wir absolut nichts. Wohl aber stammen die ältesten erhaltenen Theile aus der romanischen Stylperiode und gehören dem 11. Jahrhundert an.

Etwas besser sind wir unterrichtet über das zweite Unglück, welches die Abtei noch im nämlichen Jahrhundert treffen sollte. Anlässlich des Elogiums des Abtes Heinrich von Froburg, welcher dem Kloster bis zum Jahre 1371 vorstand, wird nämlich kurz bemerkt, zu jener Zeit sei wiederum der Krieg zwischen den Eidgenossen und den Oesterreichern ausgebrochen, „quo in bello Muri si non primam, extremam saltem retulere cladem, igne ferroque vastati, et surreptis plerisque tum mobilibus tum immobilibus penitus despoliati, Abbate Religiosos hinc inde ad sacculares aedes dimittere coacto. Incendium istud die 8. Martii Anno 1363 excitatum...“¹ Nach diesem Bericht wäre also Muri durch feindliche Heerschaaren geplündert worden und das Kloster abgebrannt, so daß die Brüder anderswo ein Obdach hätten suchen müssen. An dieser Nachricht zu zweifeln liegt kein Grund vor, unmöglich aber ist es, daß, wie die angeführte Stelle besagt, das Unglück geschehen ist im Jahre 1363, und zwar deshalb unmöglich, weil in diesem Jahre zwischen den Eidgenossen und Habsburg gar kein Krieg geführt worden ist.² Das Ereigniß muß also unbedingt in eine andere Zeit versetzt werden. Da noch nicht einmal zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Schaden wieder gut gemacht war, haben wir jedenfalls an einen Krieg zu denken, welcher später als 1363 fällt, und da kann einzig der Sempacher Krieg in Betracht kommen. Dieser brach

¹ Elogia, pag. 57.

² Wie mir Herr Prof. D i e r a u e r freundlichst mitgetheilt hat, herrschte damals zwischen den beiden Gegnern tiefer Frieden.

nun Ende des Jahres 1385 aus ¹ und schon zu Anfang des folgenden Jahres unternahmen die Eidgenossen einen Zug in den Aargau, auf welchem sie die Burgen Baldegg, Lieli und Rinach und die Städtchen Richensee und Meyenberg einnahmen. ² Was ist wahrscheinlicher, als daß auch Muri in jenen Tagen von eidgenössischen Kriegern eingenommen und verbrannt wurde? Damit stimmt freilich weder das angegebene Jahres- noch das Tagesdatum, das letztere deshalb nicht, weil am 21. Februar ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der bis zum Juni dauerte. ³ Und so ist unsere Hypothese nur unter allem Vorbehalt aufzunehmen. ⁴

Nach der angeführten Notiz aus den Elogia muß sich der Brand hauptsächlich auf das eigentliche Klostergebäude erstreckt haben. Damit stimmt denn auch, was wir von anderer Seite über diesen Unglückstag wissen. Ist unsere Vermuthung richtig, ⁵ so fiel derselbe nicht in die Regierungszeit des Abtes Heinrich von Froburg, sondern in diejenige Conrad Brunners (1380—1410). Sicher aber ist, daß unter diesem Abte der Wiederaufbau des Klosters in Angriff genommen wurde:

Muros extreme vastatos ut repararet

Extrema tentat

rühmen die Elogia von ihm, und dann heißt es weiter:

¹ Th. v. Liebenau: Die Schlacht bei Sempach, 1886, pag. 49.

² Ibid., pag. 53.

³ Ibid., pag. 55.

⁴ Was eine allfällige Verwechslung von 1386 und 1363 betrifft, so wäre eine solche kein Ding der Unmöglichkeit. Es könnte ganz gut geschehen sein, daß der Verfasser der Elogia, oberflächlich hinblickend, statt 1386: 1368 gelesen hätte. So schreibt W. Pirkheimer in seinem Bellum suitense nach Etterlin statt 1476: 1467; dann brauchte nur noch die nahe-liegende Verwechslung zwischen 3 und 8 stattgefunden zu haben und das räthselhafte Datum 1363 war da. Das Tagesdatum aber könnte von dem phantasievollen Verfasser der Elogia ganz wohl rein willkürlich angesetzt worden sein und das Ereigniß selbst hätte er dann eben einfach in die Zeit des im Jahre 1363 regierenden Abtes verlegt.

⁵ Kiem, pag. 168, nimmt auch an, daß es 1386 geschehen ist, doch neigt er sich mehr der Ansicht zu, es habe die Verwüstung nach der Schlacht bei Sempach stattgefunden.

Tandem cum denuo starent Muri
Laboribus succumbit Conradus.

Der offizielle Laudator hat aber, wie dies auch andern offiziellen Lobrednern mitunter passiren soll, ein wenig übertrieben. Das Kloster war nämlich 1418 noch nicht einmal vollständig hergestellt und die Ursache dieser Verschleppung läßt sich unschwer errathen. Die Besitzthümer des Klosters mochten durch den genannten Krieg großen Schaden erlitten haben, so daß man lange Zeit aus der finanziellen Bedrängniß gar nicht herauskam und an einen sofortigen umfassenden Neubau schon deshalb nicht zu denken war. Zudem war, seit die Eidgenossen den Herzog Leopold geschlagen hatten, die Lage des habsburgischen Klosters eine sehr gefährdete geworden und es ist nur begreiflich, daß man an keine größeren Unternehmungen ging, so lange man nicht wußte, wie sich die Zukunft gestalten würde.

Was wohl schon lange befürchtet worden, geschah endlich im Jahre 1415: Mit der Eroberung des Aargaus fiel auch das Kloster Muri in den Besitz der Eidgenossen. Wer weiß, ob der Convent nicht fürchtete, die Existenz des Klosters stehe auf dem Spiel; doch sei dem wie ihm wolle, der Wiederaufbau des Klosters verzögerte sich bis beinahe 1420, da Georg Russinger (1410 bis 1439), ein geborner Rapperswiler, dem Stifte als Abt vorstand. In Zeiten stürmischer Bewegung pflegt man nicht an's behagliche Einrichten zu denken.

Das Kloster ward, wie die Freiamter und die Grafschaft Baden, gemeineidgenössische Vogtei,¹ und zwar wurde es seit 1431 von den Orten Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus regiert. Sechzehn Jahre lang hatte das Stift keinen Schirmvogt gehabt und während dieser Zeit scheint Abt Georg eine sehr behutsame Politik verfolgt zu haben, „weilen er kluglich abwarten wolte, zu wessen Handen der frey-embtische Bezirck endtlich kommen sollte.“² Nachdem aber die Verhältnisse in erwähnter Weise geordnet waren, schienen wieder sichere Zeiten angebrochen zu sein. Hatten doch die genannten sechs Schirmorte in dem Schutzbriefe

¹ Dierauer, Gesch. d. Schweiz. Eidg. I, pag. 440; Kiem, pag. 199 ff.

² Murus et Antemurale, pag. 53.

feierlich versprochen, den „Abt Jörigen, seinen Convent, daß Gotshuß zen Mure unnd alle ihr nachkommen getrűwlich ernstlich unnd Vestenclich zu schirmend zu hanthaben unnd frűndtlich zu fürderend by allem dem so er oder syn Gotshuß jetz habent oder kűnfftentcklich jemer gewűnnend.“¹

Bis zu dieser Zeit mag es freilich im Kloster kűmmerlich zugegangen sein und von einem wirklich klűsterlichen Leben dűrfte wohl kaum gesprochen werden kűnnen. War doch die Verwűstung derart gewesen, daß nicht einmal eine ordentliche Wohnung fűr den Abt geblieben war.² Und dieser prekäre Zustand scheint lange gedauert zu haben. Am 16. November 1400 erließ Papst Benedikt XIII. eine Bulle, in der er mit Hinweisung auf die Verheerungen des Klostergebiets und die Feuersbrunst dem Stift die Incorporation der Pfarrkirche Sursee bewilligt³ und am 12. Dezember desselben Jahres sagt Bischof Heinrich von Constanz in einem diese Angelegenheit berűhrendem Schreiben, er wisse, in welcher bedrűngter Lage das Stift sich befinde („Nos de penuria et necessitatibus vestri monasterii plenius informati“).⁴ Abt Conrad gedachte nun die Einkűnfte dieser neu incorporirten Kirche Sursee fűr den Wiederaufbau des Klosters zu verwenden, stieß hiebei aber auf energischen Widerstand des Kapitels. Der Handel kam 1402 vor ein Schiedsgericht, welchem Graf Hans von Habsburg-Laufenburg vorstand, und dieses entschied so: „Wir haben erkent, das der vorgenant Apt Cunrat dis sumers anvachen und das closter in disen sibem jaren nechst nach einandern kűnfftig ungevarlich als verr kan und mag, buwen soll mit husern, stuben und andern gemachen, als es vor kriegen gewesen ist.“⁵ Im Jahre 1402 war also der Wiederaufbau noch nicht ernst-

¹ Murus et Antemurale, pag. 52.

² Kiem, pag. 168, Note: „Monasterium in Mure per hostes quondam principis Leopoldi ducis Austrie fuit combustum et adeo devastatum, quod ibidem pro persona abbatis vix manserit habitatio sufficiens.“ Aus P. Stűcklin's Miscella historica Monasterii Murensis 1630.

³ Kiem, pag. 174.

⁴ Neugart: Codex Diplomaticus Alemanniae et Burgundiae Transjuranae II., St. Blasien 1795, pag. 486.

⁵ Herrgott: Genealogia Diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae, III, Wien 1737, pag. 794.

lich in Angriff genommen worden. Da der Kirche keine Erwähnung gethan wird, so dürfen wir schließen, daß sich auch diesmal wieder der Brand auf das Conventgebäude beschränkt hat.

Abt Conrad mag dem Schiedsspruch nachgekommen sein, soweit es in seinen und des Klosters Kräften stand; allzuviel hat er jedenfalls nicht unternehmen und ausführen können, denn zu unserm großen Erstaunen vernehmen wir aus dem Jahre 1418, daß da noch nicht einmal der Speise- und der Schlaftaal wieder hergerichtet waren. Von neuem hatte sich wegen des Baues zwischen den Conventualen und dem Abt ein Streit erhoben und diesmal waren es die eidgenössischen Orte, die ihn schlichteten. Den Klosterherren wird befohlen, dem Abt als ihren Oberherrn in geistlichen Sachen gehorsam zu sein und dem Abte, — es war nunmehr Georg Russinger — er solle bis zum Mai nächsten Jahres „Refenter“ und „Dormenter“ hergestellt haben.¹ Daß Abt Georg bis zur festgesetzten Frist Refectorium und Dormitorium hat erstellen lassen, das steht wohl außer Zweifel; zu einem vollständigen Um- und Neubau ist es jedoch das ganze 15. Jahrhundert hindurch nicht gekommen. Erreicht wurde durch die unter Russinger vorgenommenen Bauten immerhin soviel, daß wieder ein gemeinschaftliches Leben ermöglicht wurde und nicht mehr, wie dies sich eingebürgert hatte, jeder Conventuale innerhalb der Klostermauern seine eigene Wohnung und Haushaltung hatte. In welcher Ausdehnung die Wiederherstellung vorgenommen wurde, wissen wir nicht; nur das ist bekannt, daß man noch im Jahr 1425 mit Bauarbeit beschäftigt war. Damals nämlich wurden von den Arbeitern im Kreuzgang (ambitus) große Steine entfernt, unter welchen sich Grabstätten vorfanden.²

Lange Zeit vernehmen wir jetzt vom Zustand der Klostergebäulichkeiten nichts mehr bis zur Regierungszeit des Abtes Johannes Fyrabent. Ueber diesen Abt findet sich nämlich in der frisch geschriebenen, prächtigen Chronik des Luzerners Diebold Schilling eine Stelle, die trotz einiger kleiner Uebertreibungen im großen Ganzen das Richtige doch treffen dürfte. Sie ist außerdem

¹ Eidg. Abschiede I, pag. 209, zum 19. November 1418.

² Herrgott a. a. O. III, pag. 817.

zu hübsch, als daß wir sie nicht vollständig wiedergeben sollten. Schilling schreibt:¹

„Wie wol diß capittel nit not wär gewäsen harin zeschriben, damit man aber hör vnd gesähe, das Gott der her uff ertrich mit hoffart nit will geeret wärden, so han ich diß zuo ein exempel hie gemäldet. Es lit ein closter sant Benedictz orden in gemeiner Eitgnossen ämter, heisset Mure. Darin was zu dissen ziten ein Apt, hieß her Hans Virabend, der nu lang in wältlichen Dingen wol regiert, vnd hatt aber ein vast (sehr) bulose kilchen, vnd ist doch ein rich gotzhuß vnd anfenglich nit ein gefürstete aptig gewäsen, sunder hat er allein den stab vnd kein infeln. Aber disser apt Virabend leit daran ein merglichen grossen costen, gan Rom ze wärben, das er vnd all sin nachkommen möchtend vnder der infeln mäß haben vnd die tragen, auch ein gefürsteter apt sol sin, wie zuo Stein, zuo Sant Gallen vnd an andern enden. Vnd uff sollichs, alß im sin bullen vnd brieff harvmb von Rom kamend, schluog er uff sant Martins tag ein groß fäst an, das erst mal in der infel mäß zehaben mit also vil priester, alß er mocht haben. Gott wolt aber im villicht der eren nit gönnen, sunder sin huß vorhin geziert vnd gebuwen haben, alß ouch die red vnder geistlichen vnd wältlichen gieng, vnd also starb derselb apt vier wochen vor sant Martins tag, vnd ward einer von Heideg, ein vast junger apt, erwelt wie man dem nach den mit sinem regiment erkant. Es ist aber wol zeglouben, hätte apt Johannes Firabend von erst Gotz er gefürdert, er wäre lenger here bliben; Gottes sachen aber zehindern vnd der wält ere zefürdern, hatt von anfang der wält den lüten nie wol erschossen. Darvmb näm ein jeglicher, dem sollichs entfolhen sye, exempel, den gotzdienst zefürdern, gotzhüser in eren zehaben vnd daran zessin, das den selen vnd stifttern da nit abgebrochen wärde. Wa aber sollichs nit beschicht, so gat nüt anders darnach dann kürtzerung des läbens.“

Mögen auch verschiedene Einzelheiten von dem, was Schilling hier erzählt, nicht ganz richtig sein, so sind die Worte des Luzerner Chronisten doch schon um des Geistes willen, der sich in ihnen

¹ D. Schilling: Schweizer Chronik 1862, pag. 233.

auspricht, im höchsten Grade interessant. Unbestreitbar ist jedenfalls auch die Mittheilung von der Baufälligkeit der Kirche, denn die Klage kehrt unter verschiedenen spätern Aebten wieder und das dauert so lange, bis unter dem großen Abt Placidus an Stelle der alten Basilika der jetzige herrliche Centralbau errichtet ward.

Feierabend's Nachfolger ward der genannte Laurenz von Heidegg, der erste jener gewaltigen Aebte, mit denen für Muri wieder ein neues Leben begann, ein Leben, welches von seinem Dasein schon Zeugniß ablegte durch die großen Bauten, die unter diesen Aebten erstanden. Und es ist kein Zufall, daß dieser Aufschwung vom Zeitalter der Reformation her datirt. Ist doch in Kampfe mit dieser der Katholizismus von neuer Lebenskraft erfüllt worden und seine aufgepflanzten Siegeszeichen — die Kirchen des Barok — geben uns von der neuen Stimmung, die sich seiner bemächtigt, Kunde.

Ein aufflammender Baueifer ergreift das katholisch geblieben Europa, der nur von jenem herrlichen Agon der italienischen Städte zur Zeit der Renaissance oder von dem der nordfranzösischen Städte zur Zeit der Gothik übertroffen wird, als innerhalb der Jahre 1180 und 1240 über 20 gewaltige Kathedralen emporstiegen.

Auch in der Baugeschichte Muri's verspüren wir den Athemzug dieser großen Bewegung!

Nur wollte es das Geschick, daß schon im Morgengrauen des neuen Tages über Muri noch einmal eine schwere Demüthigung ergehen sollte, und zwar unter demjenigen Abte, mit welchem die Baugeschichte des Klosters eine weitere Periode beginnen sollte. Es war 1531, während des zweiten Kappelerkrieges. Die Schlacht bei Kappel war geschlagen, Zwingli gefallen und nun standen sich die Fünfförtischen und ihre Gegner in den Frei-Aemtern gegenüber. Bei Boswyl lagerten 3000 Mann Katholischer; gegen diese marschirten ungefähr 10,000 Berner und Solothurner heran. Auf die Nachricht hiervon zogen sich die Dreitausend nach Muri zurück und von dort über die Reuß, wo sie sich mit der Hauptmacht der Fünf-Ort vereinigten. Kaum hatten sie, Montags den 16. Oktober, Muri verlassen, so brachen die Berner, von diesem Rückzug durch Bauern aus Muri benachrichtigt, von Bremgarten auf und rückten noch

an demselben Tage in Muri ein, wo sie das Kloster besetzten und übel in demselben hausten. Die Chronik des Luzerner Gerichtschreibers Johann Salat, welcher während dieser Zeit Feldschreiber der katholischen Truppen war, gibt über alle diese Vorgänge recht anschauliche Kunde. Speziell über die Einquartierung, welche Muri am Morgen des 16. Oktober erhält, weiß Salat Folgendes zu erzählen:¹ „Die nun (die Berner) zuo Stund wider von Bremgarten vfhar zugend, glich gedachts mentags vf Gallj gen Muri zuo, vnd in das closter, da si gar ein mannlichen strytt tatend, namlich in den kilchen mit den taflen, geschnittnen bildern vnd gstül, ouch zierden, das si alls zuo stucken richtend. Ouch ein armen gebornen toerechten mentschen vnd narren, der inen in ir muotwillen redt, hüwend si ztod, blündertend das closter, namend dem gotzhus das sin.“ Und spöttisch bemerkt Salat dazu: „Das warend ire mannlichen taten vnd erster angriff in disem krieg.“

Daß Salat zu Gunsten der Berner nichts verschweigt, liegt auf der Hand. Wenn daher in „Murus et Antemurale“ erzählt wird,² daß „bey Anlaß der so unglückseelig- als schädlichen Religions-Enderung das Gottshauß durch feindtlichen Vberfahl fast biß in Grund verstöhrte“ worden sei, so kann diese Mittheilung nur richtig sein, wenn sie auf die Leutkirche in Muri bezogen wird. Diese wurde damals allerdings zerstört.³ Dagegen stimmt dann mit der Angabe Salat's, wenn es weiter heißt, daß „alles hinweg geraubt, Fenster und Thüren verschlagen, Altär, Kirchengerräth, Bilder und Reliquien, ja was heilig violiert, entunehret und verbrandt“ worden sei, und daß man überhaupt alles ausgeübt habe, „was der Haß der Religion und Muthwillen deß Soldaten einem feindtlichen Hertzen eingeben“ könne. Wir zweifeln an der Richtigkeit dieser Mittheilung nicht, doch möchte es vielleicht erlaubt sein, die leise Frage aufzuwerfen, ob an diesen „mannlichen taten“ nicht auch etwa die

¹ Chronik der schweizerischen Reformation von deren Anfängen bis 1534, von Johann Salat; herausgegeben von Graf Scherer-Boccard und Pfarrer Bannwart im Archiv für schweizerische Reformationsgeschichte I, 1868, pag. 315.

² M. et A., pag. 54.

³ E. A., IV, 1, b, pag. 1251.

Frei-Aemter Bauern, deren viele sich der neuen Lehre zugewandt hatten, etwelchen hervorragenden Antheil gehabt haben.

Dieser „sacco di Muri“ ist übrigens keine singuläre Erscheinung. Die Verbreitung der neuen Lehre war vielfach mit einer Zerstörung von Kirchengeräthen und Kirchen verbunden und zwar durchaus nicht nur in der Schweiz oder in Deutschland. Aehnliche Vorgänge kamen auch bei der hugenottischen Bewegung in Frankreich vor; so wurden beispielsweise im Mai des Jahres 1562 die Kirchen von Rouen geplündert und das Nämliche geschah einige Tage später in Caen: „Tous les temples, églises et monastères de ceste ville furent pillez et saccagez, vitres et orgues brisées, les images massacrez et tous les ornements des églises qui y furent trouvez pillez; les chaires, coffres, liures et tout ce qui estoit combustible fut consumé par le feu.“¹ Diese Stelle liest sich ja beinahe wie eine Uebersetzung der angeführten Worte aus Murus et Antemurale.

Beim Friedensschluß verwandte sich Abt Laurenz angelegentlich dafür, daß ein Theil der Kriegsentschädigung, welche die Berner zu zahlen hatten, seinem Kloster verabfolgt wurde, und daß auch die Leute von Muri, deren Plebankirche zerstört worden, eine Entschädigung erhielten.² Ferner klagte der Abt, daß ihm die von den Fünf-Orten geschenkten Fenster in der Kirche zerschlagen worden seien und bat um neue.³ Auf dem 2. Landfrieden wurde dann bestimmt, daß Bern den Fünf-Orten für das Kloster und die Kirchen zu Muri, Merischwand, Bar, Cham, Steinhusen und Beinwil, „so durch gemelt von Bern und ire mithaften geschleizt, darin die bilder und zierden zerbrochen und zerstört und verbrennt“ worden seien, 3000 Sonnenkronen zu entrichten hätte.⁴ So war der Schaden, den das Kloster im Kappelerkrieg erlitt, schließlich kein großer, und der Einzige, dem die 3000 Sonnenkronen keine Freude mehr bereiteten, das war des Abtes armer Hofnarr, den die Berner erstoehen hatten. . . .

¹ Trébutien: Caen, son histoire et ses monuments, pag. 31.

² E. A., IV, 1, b, pag. 1251. (Verhandlungen in Baden vom 8. Januar 1532.)

³ E. A. Ibid., pag. 1227.

⁴ E. A. Ibid., pag. 1573.

VI.

Das Gewitter hatte sich verzogen; leicht aber hätte es dem alten habsburgischen Stifte verhängnißvoll werden können. Daran ist nämlich nicht zu zweifeln, daß man das Kloster aufgehoben hätte, wenn die Waffen der Zürcher siegreich gewesen und Muri in ihre Hände gefallen wäre. Ließen sich doch schon 1529 Stimmen hören, welche die Aufhebung der Abtei forderten. Glücklicherweise kam es aber nicht dazu und Muri vermochte sich von dem erlittenen Schlage um so eher zu erholen, als damals eben Abt Laurenz an seiner Spitze stand, ein Steuermann, dessen unerschütterlicher Willenskraft es gelang, das Schiff durch Sturm und Wellen zum sichern Port zu bringen.¹

Mit Laurenz von Heidegg beginnt zugleich auch die Reihe jener erlauchten Aebte, welche eine ganz gewaltige Bauthätigkeit entfalteten und für die Ausschmückung der Kirche die allergrößten Summen ausgaben. Der letzte dieser Aebte ist Gerold II. Meyer, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts sein Kloster vollständig umzubauen gedachte, und mitten inne zwischen beiden steht Abt Placidus, dem wir den wundervollen Centralbau der neuen Kirche verdanken.

Als nächstliegende Ursache der Bauten des Abtes Laurenz wird wohl die geschilderte Verwüstung des Klosters angesehen werden müssen; aber es leidet keinen Zweifel, daß dies auch nur die nächstliegende Ursache war. Klagen über die Baufälligkeit der Kirche waren schon unter seinem Vorgänger laut geworden, und nicht besser als mit der Kirche mochte es mit den eigentlichen Conventgebäuden stehen, da dieselben vielleicht noch zum Theil aus dem 11. Jahrhundert stammten. Daß der Brand von 1300 einen vollständigen Neubau nöthig gemacht hätte, ist höchst unwahrscheinlich, und in welcher Weise man nach der Zerstörung von 1386 an die Wiederherstellung ging, ist uns bekannt. Mochte immerhin Abt Georg, der Weisung der Schirmorte gehorchend, „Re-

¹ Ueber Laurenz v. Heidegg, vergl. Kiem, pag. 271, und die Monographie Th. v. Liebenau's über denselben in den „Monatsrosen“ XV.

fenter“ und „Dormenter“ erstellt haben, so war dies alles doch nur ein nothdürftiges Repariren, welches gerade die dringendsten Forderungen befriedigte. Mehr zu thun, war dem Stift ja schon durch seine bedrängte finanzielle Lage verboten.

Nun aber, da die Abtei die Krisis glücklich überstanden hatte und ein Abt da war, welchen unerschütterliche Energie erfüllte, das Kloster wieder auf die frühere Höhe zu heben, mußten vor Allem auch Räumlichkeiten geschaffen werden, welche den Ansprüchen eines größern Stiftes genügen konnten. Daß hiebei ein ganz bestimmter Plan zu Grunde lag, glaube ich nicht; vielmehr ist anzunehmen, daß der Grundriß der alten Anlage beibehalten und daß nur Theil um Theil erneuert wurde, wobei jeder Abt dort begann, wo es ihm am nöthigsten schien und gerade so viel that, als ihm des Klosters Mittel gestatteten und das Uebrige seinen Nachfolgern überließ. Erst unter Abt Placidus ward nach einem einheitlichen Plane gearbeitet.

Von dem, was Laurenz bauen ließ, hat sich noch einiges erhalten. Dahin gehört vor Allem das schöne gothische Sterngewölbe des Chores, dessen Schlußstein mit seinem Wappen geschmückt ist. Erhalten ist auch noch der größte Theil des Kreuzganges, den er in der Hofanlage errichten ließ, deren nördliche Seite von dem Langhaus der Kirche gebildet wurde. Nicht mehr erhalten ist jedoch der spätgothische Lettner, den er nach den Annalen des P. Weißenbach hat errichten lassen, und erst in unsern Tagen wurde ein heiliger Martin, der Heideggs Wappen trägt, von seinem alten Standort auf dem Brunnen des Klosterhofes entfernt und nach Luzern „gerettet“.¹ Der genannte Lettner trennte das Langhaus vom Querschiff und trug, wie wir aus Weißenbach's „Ecclesiastica Monasterii Murensis“ wissen, eine Orgel; post chorum, heißt es da, supra fornicem lapideum columnis marmoreis innixum stat odacum cum organo sonoro, quod P. Jodocus Schnider, noster conventualis fabricavit.² Und unter den vier seitlichen Spitzbogen, die zusammen

¹ Briefliche Mittheilung des Herrn Dr. Th. v. Liebenau.

² Muri-Archiv Gries. Schnider starb am 12. März 1669; er verfertigte auch eine kleine, aber sehr kunstvolle Orgel für die Abtskapelle. Vergl. ferner Anzeiger f. Schw. Alterth. 1880, pag. 39 und 40. Spätgothisch nannte ich den Lettner, weil alles, was von Bauten des Abtes Laurenz

mit dem jedenfalls höheren Mittelbogen den Lettner trugen, waren vier Altäre errichtet: „Quatuor sunt posita altaria nimirum S. Petri, S. Crucis, S. Michaelis et Depositum ex cruce Salvatoris.“ Diese vier Altäre blieben wie der Lettner bis zum Umbau des Langhauses durch Abt Placidus stehen; Ende Februar des Jahres 1695 sind sie demolirt worden.¹

Wir hören dann noch von vielen andern Bauten dieses Abtes. Noch in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts habe man an manchen Theilen des Klosters den Vers lesen können:

Jodocus renovat, struxit Laurentius aedes,

wobei unter dem renovirenden Jodocus Abt Jodocus Singisen zu verstehen ist. Und der Fürstabt Augustin Stöcklin von Dissentis schreibt rühmend von ihm: „Totum fere monasterium de novo construxit,“ beinahe das ganze Kloster hat er neu aufgebaut.² Da aber alle diese Bauten von spätern Aebten entweder umgebaut oder auch ganz demolirt worden sind, so läßt sich weiter nichts über dieselben sagen, und wir können unsere Uebersicht über die Bau-thätigkeit des Abtes Laurenz mit der Mittheilung schließen, daß er auch eine Abtskapelle hat bauen lassen, die „cum reliquis aedificiis aulae“ dem großen Umbau des Abtes Placidus im Jahre 1686 zum Opfer gefallen ist. Offenbar stand also dieselbe ungefähr dort, wo dann von Placidus die neue errichtet wurde; hinter dem Chore. Und wenn es von Laurenz heißt: Aulam abbatialem in coenobio novis aedificiis ornavit, so liegt es auf der Hand, daß unter diesen Bauten des Abtshofes der von dem Chor mitgebildete Hof, also die östliche der beiden Hofanlagen gemeint ist, und daß er vor Allem diesen neu aufgebaut hat. Auch durch eine Renovation der Krypta hat er sich verdient gemacht;³ der Altar derselben ward im Juni 1541 wieder geweiht, während die Weihe der Altäre in der Kirche durch den Weihbischof Melchior von Constanx schon im Oktober des Jahres 1532 stattgefunden hatte.

noch erhalten ist, spätgothischen Charakter trägt. Dazu stimmen freilich nicht die columnae marmoreae Weißenbachs; aber es wäre durchaus nicht unmöglich, daß die Säulen während des 17. Jahrhunderts marmorirt worden wären.

¹ Anzeiger 1880, pag. 40, Notiz aus den Annalen des P. Leodegar Meyer.

² M. A. G.

³ Kiem, Geschichte, pag. 304.

Von den Bauten des Abtes Laurenz, die bis auf unsere Tage erhalten geblieben sind, haben wir des Kreuzgangs bereits Erwähnung gethan, wir müssen hier nur noch beifügen, daß auch er nicht mehr ganz erhalten ist. Es stehen noch drei Seiten, die vierte, die nördliche, wurde schon beim Umbau der Kirche unter Placidus niedergerissen. Der Bau stammt aus dem Jahre 1534, dieses Datum ist über dem in der Mitte des westlichen Flügels befindlichen Ausgang angebracht, zugleich mit dem Wappen des Abtes Laurenz¹ und dem Wappen des Klosters nebst Inful und Pedom. Man sollte einen leichten, luftigen Renaissancekreuzgang erwarten, aber ganz ähnlich, wie bei dem ungefähr 20 Jahre vorher erbauten Kreuzgang des Klosters Wettingen, treffen wir eine noch vollständig gothische Bauweise an. Man weiß, mit welcher Zähigkeit sich dieser Styl in einzelnen Gegenden Deutschlands und der Schweiz zu halten vermochte.

Der Kreuzgang umschließt einen beinahe quadratischen Raum. In 6 Fenstern öffnete er sich auf der Südseite, in je 7 auf der Ost- und Westseite;² vermuthlich zählte auch die Nordseite 6 Fenster. Von der Mitte des westlichen Ganges aus gelangt man durch den erwähnten Ausgang, welchen ein Stichbogen abschließt, in den Hofraum selbst; in der Mitte der Südseite befand sich ein Brunnen. Sämmtliche Fenster sind dreitheilig und in ziemlich gedrückten Spitzbogen geschlossen, die nicht einmal überall die gleiche Scheitelhöhe besitzen. Der Kreuzgang dürfte, auch wenn man von seinem jetzigen verlotterten Zustand ganz absieht, kaum den Anspruch erheben, ein monumentales Bauwerk zu heißen. Die Fensterwandungen bestehen aus einfachen Schrägen, die Pfosten sind dürftig profilirt, vor Allem aber drückt sich die Armuth seiner Architektur im Maßwerk aus, in dessen Variationen doch gerade die Spätgothik das geeignetste Medium erkannt hatte, um die Freude an spannkraftiger Dekoration wirkungsvoll ausklingen zu lassen. Was für ein Leben pulsirt im Maßwerk des Basler Kreuzgangs, und wie erfreut selbst noch am Maßwerk des Wettinger Kreuzgangs, der

¹ Ein zweigespaltener Schild, links gelb, rechts schwarz.

² Von diesen Fenstern sind noch erhalten auf der Ostseite alle sieben, auf der Westseite dagegen nur fünf und auf der Südseite nur vier.

ja demjenigen von Muri zeitlich und örtlich so nahe steht, die Mannigfaltigkeit der Motive. Von all dem weiß der Kreuzgang des Abtes Laurenz nichts mehr. Die Gothik schien auf einmal sterbensmüde geworden zu sein, der Phantasie entquellen keine neuen Formen mehr, sie legt sich auf's Wiederholen und wiederholt nun in eintöniger Weise daselbe Fischblasenmotiv oder bringt auch dieses nicht einmal mehr recht zu Stande. Kein munterer Bogen schlägt sich mehr von Pfosten zu Pfosten, ohne Halt geht dieser direkt in das Maßwerk über und verdrossen schleichen die Linien weiter, bis ihr Weg an der Fensterwandung ein unerwartetes aber ersehntes Ende findet. . . .

Ganz anders war aber der frühere Anblick, da das nämliche schläfrige Maßwerk die köstlichen Glasgemälde des 16. Jahrhunderts einschloß, welche jetzt in Aarau aufbewahrt werden. Schon Lübke hat in seiner vielcitirten schönen Abhandlung über „die alten Glasgemälde in der Schweiz“ darauf aufmerksam gemacht, mit welchem Geschick diese Fensterfüllungen den jeweiligen Maßwerkformen angepaßt sind. Da ließen die prächtigen Glasmalereien dem Besucher des Kreuzganges gar keine Zeit, über die unschöne Form des Rahmens nachzudenken. Und wenn man sich an den obern Füllungen satt gesehen, so kamen ja erst die eigentlichen Glasgemälde, um den Beschauer in Anspruch zu nehmen, jener herrliche Cyclus, der neben den Wettinger und Rathhauser Scheiben zu den bedeutendsten Schöpfungen der Glasmalerei des 16. Jahrhunderts gehört!

Der Kreuzgang scheint das letzte Bauwerk zu sein, das unter der Regierung des Abtes Laurenz erstellt wurde; ist es doch wahrscheinlich, daß er beim Tode desselben noch nicht einmal vollendet war. Die Scheiben wenigstens sind erst unter seinen beiden Nachfolgern nach Muri gekommen; aber es ist auch sehr fraglich, ob der Bau selbst von Laurenz vollendet worden. Von dem nördlichen demolirten Corridor existiren nämlich noch zwei Joche (die Fenster sind zugemauert) und der Schlußstein des einen erhaltenen Kreuzgewölbes weist das Wappen Christoph Grüth's, seines Nachfolgers. Mit der Einwölbung scheint demnach erst unter diesem Abt begonnen worden zu sein und sie ward nicht auf allen Seiten durchgeführt. Der Kreuzgang wurde entschieden etwas stiefmütterlich behandelt. Die zwei erhaltenen Kreuzgewölbe des nördlichen

Flügels, zu welchem sich ein drittes in der nordöstlichen Ecke gesellt, haben scharf profilirte, polychrome Rippen. Von den verwendeten Farben erkennt man noch Blau und Roth. Wohl ist auch der südliche Flügel eingewölbt, es sind aber rippenlose Kreuzgewölbe, und es besteht kein Zweifel — die Formen der Consolen sagen es uns schon —, daß sie erst unter dem Abte eingespannt wurden, welcher den ganzen südlichen Flügel neu erbaute: von Abt Placidus. Aus dem 17. Jahrhundert mögen dann auch die magern Stuko-Dekorationen des westlichen und östlichen Corridors herühren.

Der Kreuzgang gibt indeß noch andere Räthsel auf. Wurde er ganz neu errichtet oder trat er an die Stelle des, wie wir annehmen, schon bestehenden romanischen? Wo war der ursprüngliche Eingang? Gegenüber dem mehrfach erwähnten Ausgang im westlichen Corridor führt heute eine Thüre in einen Keller hinab, einen kühlen Raum mit einem großen Tonnengewölbe. Es wäre nicht unmöglich, daß dieser Raum damals das Sommerrefektorium war, wie eine ähnliche unmittelbare Verbindung zwischen Kreuzgang und Sommerrefektorium ja auch in Wettingen bestand. Waren die umliegenden Flügel abgetragen, als der Kreuzgang gebaut wurde? Man könnte es annehmen; nothwendig ist aber die Annahme nicht. Es mochte der Kreuzgang ursprünglich einen eigenen Bau mit eigener Bedachung bilden, wie dies beim Wettinger Kreuzgang noch heute der Fall ist. Von den später bauenden Aebten wurde er jedoch, vermuthlich um mehr Raum zu gewinnen, als Unterbau für die Innenseite der neu zu erstellenden Flügel benutzt, so daß jetzt die Wände derselben direkt über den Fenstern und Pfeilern des Kreuzgangs emporsteigen.

Soweit uns schriftliche Mittheilungen vorliegen und die Denkmäler noch selber Kunde geben, ist die Reihenfolge der von Laurenz unternommenen Bauten wohl folgende gewesen: Gleich zu Anfang seiner Regierung, 1508, hat er mit dem Bau der Abtskapelle begonnen, dann fuhr er mit dem Umbau des östlichen Hofes fort und errichtete den Kreuzgang. In welche Zeit die Erstellung des Chorgewölbes und des Lettners fällt, läßt sich nicht bestimmen. Von Ornamenten, die unter ihm angeschafft worden, hat sich nichts

mehr erhalten; doch erfahren wir, daß er u. A. in Zürich ein silbernes Muttergottesbild gekauft hat.¹

Die Hauptthätigkeit des Abtes Laurenz war darauf gerichtet, seinem Kloster neuen Glanz zu verleihen und den wankend gewordenen Katholizismus im Freien Amte wieder zu festigen. Sein Bau-Eifer hängt mit diesen Bestrebungen auf's engste zusammen. Laurenz starb 1548 und als sein Nachfolger wurde der einer vornehmen zürcherischen Familie entstammende Christoph von Grüth gewählt. Die Baugeschichte hat seiner zu gedenken, weil er 1558 den nördlichen Thurm der Klosterkirche bauen ließ.² Wahrscheinlich war der an dessen Stelle gestandene romanische Thurm baufällig geworden und hätte über längere oder kürzere Zeit doch abgetragen werden müssen. Die Schallöffnungen des neuen Thurms sind im Spitzbogen geschlossen; das ist aber auch außer dem spitzen Helm sein ganzer Schmuck. Grüth stattete ihn mit einer großen Glocke aus, welche die Inschrift erhielt: *Festa colo, defunctos deploro, fulgura frango*; 1679 wurde sie in den südlichen Thurm versetzt.³ Diesen selbst ließ Grüth renoviren, daneben bereicherte er das Schatzhaus mit einem silbernen Kelch und einer kostbaren Inful und ließ für die Kirche zwei Altarflügel erstellen, auf deren einem der h. Christoph, der h. Martin und der h. Benedikt, auf deren anderem die h. Katharina, die h. Barbara und die h. Elisabeth gemalt waren. Nach Kiem befinden sich diese zwei Gemälde gegenwärtig in Sarnen.⁴ Daß Grüths Wappen, ein schwarzer Baumstrunk mit abgehauenen und in Brand befindlichen Aesten auf gelbem Feld, den Schlußstein eines der noch erhaltenen Gewölbe

¹ M. et A. Elogia, pag. 74 und 75: *effigies B. M. V. ex argento affabre elaborata, quam Tiguri comparasse memoratur*. Neben den Bauten in Muri hat Laurenz auch noch solche außerhalb Muri ausführen lassen; so hat er in Bremgarten einen Muri-Hof gebaut.

² Kiem, pag. 315.

³ M. G. A.

⁴ Kiem, pag. 315. Ueber den Bau des Thurmes, vergl. Elogia, pag. 77: *Reliquit Turrim, alto substructam lapide, — ut hodiedum altum resonaret — Fama Christophori*. Im Jahre 1661 fand eine Renovation des Thurmes statt, bei welcher Gelegenheit man eine Urkunde fand, die über den Bau desselben Aufschluß gab.

des nördlichen Kreuzgangflügels schmückt, haben wir bereits mitgetheilt und es braucht daher an Grüths Betheiligung am Bau des Kreuzgangs hier nur kurz erinnert zu werden.

Auch sein Nachfolger Hieronymus I. Frei (1564—1585) entfaltete eine anerkennenswerthe Bauthätigkeit: 1570 baute er eine Sakristei und eine Kapelle in der Klosterkirche, 1585 ließ er den Chor der Klosterkirche renoviren, ferner sorgte er für eine neue Glocke, baute vor die Klosterkirche eine Vorhalle, ließ zahlreiche Oekonomiegebäude erstellen, erweiterte den vor dem Hauptportal der Kirche angelegten Friedhof und ließ 1582 durch den Bildschnitzer Heinrich Dieffold von Feldkirch für U. L. Frauen Altar um 310 Gulden eine Altartafel schnitzen. Auf dieser Altartafel sollte dargestellt sein Mariä Krönung „sampt der helligen Dryfaltigkeit“ und rings herum der Stamm Jesse.¹ Das Werk ist leider nicht mehr erhalten, dafür kann man noch heute in den beiden östlichen Nischen des Kuppelbaus zwei polychrome Holzsculpturen² sehen, über deren Alter nichts Näheres bekannt ist. Rahn nimmt an, daß sie unter Laurenz von Heidegg erstellt worden seien. Es spricht aber auch nichts dagegen, daß sie erst unter Grüth oder Frei in die Kirche gekommen; ja man möchte dies beinahe noch für das Wahrscheinlichere halten. Der gothische Stichbogen, der ein jedes dieser Reliefs oben abschließt und die Polychromie dürften in dieser Gegend nicht gegen eine so späte Entstehung sprechen. Die auf der Nordseite angebrachte Tafel stellt Christus am Oelberg, die andere Christi Bestattung dar; beide Darstellungen sind Breitbilder, das erstere später, wahrscheinlich im 17. Jahrhundert, renovirt und zum Theil erneuert.³ Die Personen sind kaum halb Lebensgröße. Den Hintergrund bildet bei Christi Bestattung eine Höhle; der Leichnam liegt ganz ausgestreckt

¹ Anzeiger 1884, pag. 25, wo der Verdingbrief abgedruckt ist.

² Nicht Steinsculpturen, wie im Anzeiger 1880, pag. 40, irrthümlich angegeben ist.

³ Auf die spätere Entstehung einiger Figuren, so Christi selbst und vor Allem des Engels, bin ich aufmerksam gemacht worden von Herrn Dr. Lehmann in Muri, welcher im „Anzeiger für schw. Alterthumskunde“ seine Ansicht über das Alter dieser Bilder einläßlich begründen wird.

im Vordergrund, um ihn herum sieht man eine Gruppe von sieben Personen, von denen die einen den Leichnam halten, die andern schmerzerfüllt den Tod des Erlösers beklagen. Einige tragen Salbgefäße in den Händen. Es ist kein Kunstwerk von hohem Rang, aber doch ist es eine Darstellung, die Niemanden gleichgültig läßt. Die Physiognomien sind nicht ausdruckslos, in der Schilderung des Schmerzes ist das Grimaciren glücklich vermieden und in jeder der dargestellten Persönlichkeiten offenbart sich ein wirkliches Antheilnehmen. Der Hintergrund des andern Bildes war ursprünglich gemalt und stellte natürlich eine Landschaft dar. Vornen links kauern die drei schlafenden Jünger, Petrus mit dem Schwert, den Kopf auf die linke Hand stützend in der Mitte; rechts kniet Christus, den Blick nach oben gewandt, von wo der Engel kam, der ihn stärken sollte. In raschem Fluge muß derselbe die Luft durchheilt haben, denn das Gewand ist zurückgeweht worden und läßt das eine Bein bis zum Oberschenkel frei. Von Farben finden sich blau, roth, gold und grün; die Darstellung ist realistisch; das Relief tritt oft bis zur fast vollständigen Freisculptur aus dem Rahmen heraus.

Doch von ganz anderem Kunstwerth, als alle die angeführten Bauten und Kunstwerke ist der Schmuck, den unter Frei's und seines Vorgängers Regierung der Kreuzgang erhielt: jene leuchtende Reihe von Glasgemälden aus dem 16. Jahrhundert, mit der in schweizerischen Landen, seitdem der Cyclus von Rathhausen nicht mehr beisammen ist, einzig noch der farbenschimmernde Kranz des Kreuzgangs in Wettingen sich messen kann.

Der Kreuzgang war, wie wir sahen, 1534 im großen Ganzen fertig und allmählig begannen sich seine Fenster mit Glasgemälden zu schmücken. Die meisten derselben wurden unter den genannten Aebten Grüth und Frei erworben. Für Grüth arbeitete der Meister, welchem Muri seine schönsten Scheiben verdankt: Carl v. Aegeri aus Zürich. Es ist nach den Forschungen Th. v. Liebenau's und Dr. Hermann Meyer's¹ unzweifelhaft erwiesen, daß die von

¹ Dr. H. Meyer: die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom 15. bis 17. Jahrhundert, Frauenfeld 1884, pag. 209, 296 und 300 ff. Vergl. dazu Th. v. Liebenau: Zur Entstehungsgeschichte der Glasgemälde im Kreuzgang von Muri, Anzeiger 1881, pag. 174.

Städten, Ständen und Privaten geschenkte Serie von 24 Wappenscheiben aus den Jahren 1557 bis 1562, die herrlichsten des ganzen Cyclus, von diesem berühmten Glasmaler herrührt. Daß freilich schon damals die Leute schneller bereit waren zu schenken, als das Geschenke auch zu bezahlen, davon legt beredtes Zeugniß ab ein Brief des Abtes Hieronymus vom 11. Juni 1566,¹ in welchem er den Rath von Luzern in beweglichen Worten ersucht, die Herren Kündig und Hertenstein, welche seiner Zeit bei Carl von Aegeri drei Fenster für den Kreuzgang in Muri hätten machen lassen, anzuhalten, der Wittwe Aegeri's diese Fenster nun endlich auch zu zahlen. Aus einem Briefe, den dann der Rath von Zürich in dieser Angelegenheit nach Luzern sandte, erfahren wir, daß es sich um eine Schuld von etwas mehr als 36 Gulden handelte. Außer durch die erwähnten schriftlichen Zeugnisse ist die Autorschaft Carl von Aegeri's durch das Monogramm C. v. E., welches sich auf drei Scheiben findet, gesichert.

Die Glasgemälde sind, wie man weiß, nicht in Muri geblieben. Nach der Aufhebung des Klosters konnten von den Conventualen einige nach Muri-Gries geschafft werden, weitaus der größte Theil aber wanderte nach Aarau, wo man die schönsten gegenwärtig in der Kantonsbibliothek und im Regierungsgebäude aufgestellt hat. Beinahe sämmtliche stammen aus der Regierungszeit Christoph Grüth's, die paar andern aus derjenigen Frei's und nur ganz wenige aus dem 17. Jahrhundert, welches für die Kabinetsglasmalerei bereits die Zeit des Niedergangs ist. Unter den aus der Zeit Hieronymus Frei's stammenden Scheiben befindet sich eine aus dem Jahr 1573, die dadurch interessant ist, daß sie Mariä Krönung nach dem bekannten Holzschnitt Dürers darstellt. Der Erbauer des Kreuzgangs, Laurenz von Heidegg, ist in dieser Sammlung nicht vertreten, wohl aber besitzt die mittelalterliche Sammlung in Basel eine Scheibe mit seinem Wappen.²

¹ Abgedruckt: Anzeiger 1881, pag. 175.

² Dieselbe ist, wie mir Herr Dr. Albert Burckhardt-Finsler freundlichst mittheilte, sowohl in Bezug auf Erhaltung, als Technik und Zeichnung ein Meisterwerk. Rother Damast mit Nelkenmuster bildet den Hintergrund, spätgothisches von Bändern durchschlungenes Rankenwerk den Rahmen. In der Mitte hält ein Engel die Wappen von Habsburg, Muri und Heidegg. Der Stil deutet auf die frühere Regierungszeit des Abtes hin.

Nachdem Lübke in der erwähnten Abhandlung,¹ in der er von der Geschichte der schweizerischen Glasmalerei eine muster-gültige Darstellung gibt, auch einläßlich über die in Aarau befindlichen Muri-Scheiben gesprochen hat, dürfen wir uns mit einigen wenigen kurzen Bemerkungen begnügen.

Die Glasmalerei des 16. Jahrhunderts war eine andere geworden, als sie zwei, drei Jahrhunderte vorher gewesen war. Damals war sie ins Leben gerufen worden durch den gothischen Stil, welcher ihr durch seine Verneinung der Wandflächen große Fenster zur Verfügung gestellt hatte und hier nun war es, wo sie mit ihren „aus irdischer Farbenpracht und himmlischem Sonnenlicht gewobenen Teppichen“ herrliche Triumphe feierte, die herrlichsten vielleicht in jenem Wunderbau, den man die Sainte-Chapelle zu nennen pflegt....

In der Schweiz aber haben sich als eine ihrer erlauchtsten Schöpfungen aus dem 14. Jahrhundert die Fenster von Königsfelden erhalten.

Die zweite Blüthe der Glasmalerei fällt in's 16. Jahrhundert und das Land, in welchem sie ihre höchste Vollendung erreicht, ist die Schweiz. Der Bau gothischer Kathedralen hatte aufgehört, man bedurfte daher auch der großen Glasgemälde nicht mehr. Statt daß die Glasmalerei heilige Räume in mystisch feierliches Halbdunkel hüllt, um so die Andacht zu steigern, ist sie in den Dienst des Bürgerstandes getreten, wird recht eigentlich zum stolzen Ausdruck von dessen selbstbewußter Stellung. Siegreich zieht sie in Zunft- und Schützen- und Rathhäuser ein, und ein verhältnißmäßig kleines Format genügt ihr jetzt zur Erreichung ihres Zwecks. Sie ist Miniaturmalerei geworden und noch andere Veränderungen begleiteten die neue Kunst. An Stelle der typischen Idealität tritt ein frischer Realismus voll kräftig pulsirenden Lebens, an Stelle der gothischen Dekorationsformen eine Renaissance, die des Guten nicht genug thun kann. Die Technik der Farbengebung erreicht den Höhepunkt ihres Könnens und im Gefühle dieser Meisterschaft sind ihr die schwierigsten Aufgaben die willkommensten; das Rubin-

¹ Lübke: Kunsthistorische Studien 1869, Die alten Glasgemälde in der Schweiz, pag. 391—462.

roth ihrer Scheiben entzückt noch heute das Auge durch seine Reinheit und Glut. Die Composition selbst wird Sache der allergrößten Meister. Im eminenten Sinne des Wortes ist diese Kunst eine weltliche, eine profane geworden und um so mehr wurde sie dies, als ja die neue Lehre nur von der Predigt wußte und alles, was den Gottesdienst poesievoll gestaltete, für böß ansah. Wer aber die Glasmalerei nicht für böß ansah, das waren die Klöster, welche die lebhafteste Freude empfanden, wenn sie ihre Kreuzgänge mit den prächtig schimmernden Scheiben schmücken konnten. Und ein solcher Kreuzgangschmuck ist nun auch der unschätzbare Cyclus der Muri-Scheiben. Wohl sind, was zu bedauern ist, dieselben nicht mehr wie die Wettinger an ihrem ursprünglichen Orte; doch muß man ja froh sein, daß sie überhaupt erhalten und beieinander geblieben sind und dem Publikum in so liberaler Weise zur Verfügung gestellt werden, wie dies gegenwärtig der Fall ist.

Was den Inhalt des Dargestellten betrifft, so besteht derselbe, wie bei den meisten Scheiben des 16. Jahrhunderts, in erster Linie aus dem Wappen und der Helmzier des Donators oder dem Schutzheiligen der betreffenden Stadt, Abtei oder Familie, welche die Scheibe gestiftet. Das Wappen wird von Wappenhaltern flankirt, welche oft als Engel, hier aber meist als stämmige Krieger dargestellt werden. Das Ganze wird umrahmt von einer rauschenden Renaissancedekoration. Auf vielfach gegliedertem Postamente steigen zu beiden Seiten Säulen oder Pfeiler empor und über dieselben sind reich verzierte Bogen oder Giebel geschlagen. Oben aber in den frei gelassenen Ecken werden kleine Genrebilder angebracht aus der Schweizergeschichte, aus der heiligen Geschichte oder anderswoher. Wie nun im Einzelnen dieses System bei den Scheiben Carl von Aegeri's in fast übermüthiger Laune auf's mannigfachste variirt worden, das zu verfolgen ist mir stets als eine der angenehmsten Aufgaben erschienen, welche diese herrlichen Glasgemälde dem aufmerksamen Beschauer stellen.

Es ist wohl keine Frage, daß wir die Scheiben Carl von Aegeri's die Juwelen unter den Glasgemälden, welche im Besitz des Kantons Aargau sind, nennen müßten — existirte nicht ein Kreuzgang von Wettingen mit den berühmten Standescheiben vom Jahr 1579 Daß diese aber in dem leuchtenden Geschmeide schwei-

zerischer Glasmalerei aus dem 16. Jahrhundert den ersten Preis verdienen, das wird Niemand bestreiten. Zwei Eigenschaften sind es vor Allem, durch welche sie nach meiner Meinung die Scheiben Aegeri's übertreffen: die größere Harmonie in den Farben und der farblose Hintergrund. Wohl bildet ja der strahlende Farbenschmuck die Hauptzierde aller dieser Scheiben; doch auch hier zeigt sich in der Beschränkung erst der Meister, und Jos. Murer¹ hat durch seine sparsame Anwendung der Farben entschieden eine wohlthuerendere Wirkung erzielt als Aegeri, dessen Scheiben von einer Farbenüberhäufung nicht ganz freizusprechen sind. Es ist Reichthum, gewiß, aber man trägt ihn auch mit Selbstbewußtsein zur Schau, und nicht immer geht es dabei ohne Verletzung der einfachen Schönheit ab. Man sehe sich z. B. die mit Aegeri's Monogramm (C. v. E.) versehene Zürcherscheibe mit der h. Regula an und mache sich bewußt, was für einen Eindruck zu der farblos gehaltenen Säule das violette Capital und zu diesem das grüne Giebelstück macht, von andern noch unschöneren Zusammenstellungen zu schweigen. Anerkennung verdient es, daß dafür wenigstens die kleinen Darstellungen in den Zwickeln diese vieltönende Buntheit nicht aufweisen. Der andere Nachtheil der Muri-Scheiben besteht in dem blau-violetten Hintergrund, welcher den Glasgemälden den Charakter des Tristen, Düstern verleiht und verhindert, daß sich die andern Farben so abheben, wie dies bei reinem Glasfluß als Hintergrund der Fall wäre und welcher zu alledem den Eindruck verwirrender Vielfarbigkeit naturgemäß noch verstärken muß.

Durch diese ganz subjectiven Aussetzungen möge sich Niemand den Genuß an diesen kostbaren Scheiben schmälern lassen; erregen doch die Leuchtkraft und Reinheit dieses Rubinroth, Gold und Blau immer von neuem Bewunderung, und Bewunderung verdient auch die geradezu unerschöpfliche Phantasie, welche für die architektonische Umrahmung immer wieder neue Motive zu finden wußte. Die mit wunderbarer Feinheit ausgeführten Wappen und ihr Beiwerk, all' das spricht ja für sich selber, ebenso wie die reizenden kleinen Darstellungen gleich denen der Wettinger Scheiben den Be-

¹ Welcher nach Dr. Meyer der Verfertiger der Wettinger Scheiben ist, vergl. pag. 300 des genannten Buches.

schauer immer von neuem zu fesseln verstehen. Noch mache ich auf die Landschaften aufmerksam, welche bei einigen der Muri-Scheiben den Hintergrund bilden. Für alle diejenigen, denen ein Interesse innewohnt zu wissen, wie sich im Lauf der Jahrhunderte der Sinn des Menschen für Naturschönheit entwickelt hat, wird die Betrachtung dieser Scheiben schon aus diesem Grunde lehrreich sein. In den zackigen, wilden, phantastisch gebildeten Berglandschaften werden sie eine Naturauffassung finden, die ihnen auf Stichen und Bildern jener Zeit schon oftmals mag entgegengetreten sein. Das „landschaftliche Auge“, wie Riehl jenen Sinn in treffender Kürze genannt, bleibt das nämliche, ob es die Hand für Holz oder Leinwand oder Glas Zeichnungen entwerfen läßt.

Von sonstigen baulichen Veränderungen oder künstlerischen Ausschmückungen unter Abt Hieronymus vernehmen wir nicht viel mehr, als daß er einen Bibliotheksaal habe bauen lassen, weil die Vermehrung der Klosterbibliothek einen solchen Neubau gefordert.¹ Und wie an Laurenz von Heidegg, so bewahrt die Mittelalterliche Sammlung in Basel auch an ihn eine Erinnerung. Sie ist nämlich im Besitz einer feinen Leinenstickerei, welche einstmals als Tisch-tuch eine Tafel im Kloster geschmückt haben mußte.² Die Arbeit stammt aus dem Jahre 1569. In den Contouren wurde sie mit braunem Faden, außerdem aber mit weißem auf eine Leinwand höchst sorgfältig ausgeführt. Es sind 5 Medaillons, in der Mitte die Wappen des Klosters und des Abtes (springender Hund), oben links der englische Gruß, rechts die Geburt Christi, unten links die Beschneidung, rechts die Anbetung der Könige. Das Ganze ist von einem reichen Rankenwerk umgeben.

Frei's Nachfolger ist Jakob Meier (1585—1590); sein Name kommt für die Baugeschichte wenig in Betracht. Die Bauten, die er hat errichten lassen, sind fast ausschließlich Nutzbauten und von seinen Anschaffungen hat sich nichts mehr auf unsere Tage gerettet. Aus dem Muri-Archiv von Aarau ersehen wir, worin seine Bauthätigkeit hauptsächlich bestand: 1580 ließ er den Weiher

¹ Kiem, pag. 336.

² Ibid. pag. 337. Eine Abbildung derselben findet sich in der „Kunst im Hause“ ed. M. Heyne und Bubeck, Basel 1881, Tafel VI; vergl. dazu pag. 9.

beim „obern Thor des Gotteshauses“ säubern, 1581 die alten Mauern „an der rinder und roß schüren“ beim untern Thor abbrechen, 1587 die Ringmauer „von dem obern eggen bim bach an bis abhin zom großen thor ein claffter ungevar höher uffmuren“ und 1588 von Maurermeister Ulrich in Wey die Kapelle „neben der krufft“ neu einwölben. So geringfügig die Einwölbung eines so kleinen Raumes war, Abt Jakob vergaß doch nicht, in den Verdingbrief ausdrücklich die Bestimmung aufzunehmen: „in mitten das gewelb einen Stein, daruff mines gnedigen Herren Wappen ghouden werden sol, einsetzen.“ Die Kapelle besteht heute nicht mehr und mit der Kapelle ist auch ihr Gewölbe und der Schlußstein mit dem schönen Wappen des Abtes Jakob verschwunden, uns aber interessiert hier vor Allem der Umstand, daß damals am Ende des 16. Jahrhunderts in Muri noch an der gothischen Bauweise festgehalten wurde. Im gleichen Jahr 1588 ließ dann dieser Abt auch noch einen neuen Dachstuhl über dem Conventhaus errichten und die Krypta „wyssen“. Ob bei diesem Reinigungsakte nicht werthvolle alte Fresken zu Grunde gingen, wird uns nicht gesagt. Charakteristisch ist aber jedenfalls, daß schon zu jener Zeit die weiße Tünche zur „Restauration“ alter Baudenkmäler verwandt wurde.

Von Meister Jakob Olegger, „Tischmacher“ in Baar, ließ Jakob Meier 1580 ein Büffet machen und ein bis zur Brusthöhe reichendes Täfer mit Füllungen aus Eschenholz für die „drei neuen Kammern“, und bei Heinrich Hoffmann, Tischmacher in Zürich, bestellte er im gleichen Jahr einen Kasten „mit thürlenen von ingleittem holz und ettlichen bildern.“ Daneben soll er besonders Freude an Glasgemälden gehabt haben und an schön geschriebenen Brevieren; noch drei Jahre vor seinem Tode ging er die Tagsatzung um Beiträge für erneuerte Glasgemälde an.¹

Einer der baulustigsten Aebte, der für Umbauten und Kirchenzierden ganz enorme Summen verausgabte, war Jodocus Singisen (1596—1644). Aber von all seinen Bauten stehen nur noch zwei Flügel, von denen der eine zudem nur noch in dem spätern Umbau des Abtes Placidus erhalten ist: es ist dies der mit der Kirche parallel laufende Flügel, welcher sich von dem Westbau des Kreuz-

¹ Muri-Archiv Aarau.

ganghofes bis zur Straße hinzieht. Jodocus errichtete ihn 1610 und brachte in ihm die Bibliothek unter, damit für den Fall einer Feuersbrunst die Bücher leicht gerettet werden könnten.¹ Placidus ließ dann 1692 den Bau abtragen und von Grund aus neu erstellen. Der einzige Flügel, der wirklich noch aus der Zeit des Jodocus stammen mag, ist der genannte Westbau des Kreuzganghofes, welcher an seiner Westfront das Wappen dieses Abtes trägt: drei Sterne auf blauem Grund.

Von den zahlreichen Kirchenzierden, mit denen er die Kirche schmückte, haben sich bis auf unsere Tage gerettet durch all die stürmischen Zeiten ein Rauchfaß und zwei silberne als Reliquiare dienende Bracchien, „tüchtige Renaissancearbeiten“, wie sie Rahn nennt, die jetzt in der obern Sakristei aufbewahrt und auf Verlangen dem Besucher vorgewiesen werden. Für einen dieser Silberarme mußte Jodocus 324 Gulden zahlen.² Daneben ersehen wir aus den Rechnungen, wie viel er sonst noch angeschafft hat: da ist die Rede von silbernen Bildnissen des h. Martin und des h. Benedikt, für welche er 800 Gulden und 1838 Gulden verausgabte; ferner von silbernen Rauchfässern, Bechern, goldenen Kelchen und von einer großen Orgel, die allein 5198 Gl. kostete. Für Kirchenzierden gab Jodocus alles in allem nicht weniger als 18,857 Gl. aus und unter den Leuten, mit denen er Geschäfte machte, figuriren auch die Juden von Lengnau.³ Was seine Bauten betrifft, so erfahren wir, daß er außer der neuen „Libery“, die ihm 1748 Gulden kostete, Dormitorium und Refectorium neu erstellt hat, desgleichen ein Bruderhaus und daß er über 300 Gl. für ein Kräuterhaus ausgegeben, summa summarum für sämtliche Bauten 23,806 Gulden.⁴ Die Totalausgaben aber für Kirchenzierden, Bauten und

¹ Muri-Archiv Gries.

² Anz. V., pag. 168. Ueber die Ausgaben dieses Abtes (wie seiner Nachfolger) für Bauten und Kirchenzierden geben überhaupt die hier von Herrn Dr. Hans Herzog mitgetheilten Auszüge aus den Klosterrechnungen lehrreiche Kunde.

³ Ibid: „von Juden zue Lengnau ein silber Credenz; 18 Tassen, 7 salzbüchli wegent 584 $\frac{1}{2}$ lot. 689 Gl. 11 B.“

⁴ Ungerechnet die Kosten für Schreiner, Schlosser und Glaser, sowie für Beköstigung und Führen.

Güterankäufe betrugen bis zum 3. August 1639 211,886 Gulden Luzerner Währung.

Wie unter ihm das Kloster ausgesehen hat, darüber gibt uns ein Stich Caspar Winterlins vom Jahr 1615 Aufschluß. Der ganze Klostercomplex ist von einer Ringmauer umgeben, die jedoch zum Theil unterbrochen wird durch ein Staket. Wo nachmals sich der fürstliche Hofgarten ausbreitete, erheben sich mehrere kleine Wirthschaftsgebäude. Dann sieht man die beiden Thürme und das Langhaus der alten Basilika und das Querschiff mit dem Dachreiter und dem horizontal geschlossenen Chor. Südlich von der Kirche die beiden Hofanlagen, die also ihren nördlichen Abschluß durch die Kirche erhalten und gegen Westen erstreckt sich der neugebaute Flügel, in welchem die Bibliothek. Ein zweiter, größerer Hof wurde gebildet durch den Südflügel der genannten zwei Höfe und einen mit ihm parallel laufenden weiter südwärts; auf den Schmalseiten steht je ein kleineres Gebäude und den Mittelpunkt nimmt ein Brunnen ein. Auf der Nordseite liegen Wiesen und Gärten.¹

Muri bewahrte dem eifrigen Singisen ein ehrendes Andenken; rühmend nannte es ihn seinen zweiten Stifter und sein Leichnam ward beigesetzt in der Mitte der Kirche vor dem Chor, neben dem Mausoleum der erlauchten Stifter. In überschwänglicher Weise, wie es eben der Elogien Art, preisen ihn die Elogia Abbatum ob dieser Verdienste:

„Dilexit ante omnia decorem domus Domini,
Cui novum ut splendorem adderet,
In coelum mutavit tot illustre syderibus
Quot sacra in supellectili coruscant
Jodoci insignia.
Numera illius stellas si potes
Caelatas in argento, vel fusas in auro
Incisas aeri, vel insculptas marmori.“²

¹ Der Stich findet sich u. A. in der reichhaltigen Ziegler'schen Prospektensammlung der Stadtbibliothek Zürich, einer in ihrer Art einzig existirenden Sammlung in der Schweiz, die noch lange nicht genug gewürdigt ist.

² El. pag. 85.

Während merkwürdigerweise die Zahl der noch erhaltenen Erinnerungen an diesen „zweiten Stifter“ eine sehr kleine ist, bilden die Chorstühle, welche unter Dominik Tschudi (1644 bis 1654) erstellt wurden, noch heute eine der ersten Sehenswürdigkeiten der Kirche. Da die Schweiz nicht allzureich ist an ähnlichen Kunstwerken aus jener Zeit, so ist es durchaus richtig, wenn Liebenau sagt, daß diese Stühle zu den schönsten Arbeiten der Holzschnidekunst des 17. Jahrhunderts gehören.¹ Nur darf man, um sich an ihnen zu freuen, nicht direkt von den Basler Häupterstühlen oder den Wettinger Chorstühlen herkommen; denn sonst möchte man schwerlich über die Empfindung Herr werden, daß gegenüber den genannten herrlichen Werken die Muristühle doch einigermaßen den Charakter rusticoser Derbheit tragen. Von der unnachahmlichen Eleganz der Basler und dem überquellenden Reichtum sprudelnder Phantasie und dem frischen Humor der Wettinger Stühle findet man in Muri fast keine Spur. Es ist nicht nur ausgeprägter Baroko, sondern es ist Baroko auf dem Lande!

Die Stühle, welche in der zum Chor gezogenen Vierung stehen, bilden je 3 von West nach Osten laufende Reihen. Die einzelnen Sitze sind durch volutenartige Seitenlehnen von einander geschieden und die vorderen Dorsalwände sind durch niedere Pilaster gegliedert; der von diesen eingefasste Raum weist überall die nämlichen Ornamente, ein einfaches Rankenwerk. An den Sitzen fehlen die Misericordien. Reicher ist die eigentliche, die hinterste Dorsalwand ausgestattet. Nach der Zahl der Sitze ist dieselbe durch gewundene massive Säulen gegliedert, deren unterer Theil cannelirt ist, während sich den Windungen entlang der zwei obern Drittel Reblaub emporschlängelt. Die Cannelüren laufen ebenfalls in Windungen und zwar immer die zwei nächsten in entgegengesetzter Richtung. Auf den Compositakapitalen ruht das attika-artige Gesimse, welches seinen Abschluß wiederum abwechselnd durch Giebelchen und Kreissegmente empfängt. Diese Dorsalwand dient als Statuenpostament für eine ganze Versammlung erlauchter Bischöfe und Heiliger.

Wohl können die paar Festons, mit denen die Dorsalwand geschmückt ist und die paar Putten in den Füllungen der Kreis-

¹ Anzeiger 1880, pag. 38.; ich setze natürlich voraus, daß Liebenau's Urtheil sich nur auf die in der Schweiz befindlichen Holzschnitzereien bezieht.

segmente die Aufmerksamkeit nicht lange erregen, und so wäre man mit dem Betrachten dieser Stühle überhaupt bald fertig, wenn dieselben nicht noch einen Schmuck ganz eigener Art besäßen, einen Schmuck, welcher recht eigentlich die Hauptzierde dieser Chorstühle bildet. Das sind die kleinen aus Lindenholz gefertigten Reliefdarstellungen in den durch die gewundenen Säulen eingeschlossenen Feldern der Dorsalwand. Es sind 26 Darstellungen aus dem Leben Christi, kleine Breitbilder, von denen jedes einzelne verdient, betrachtet zu werden. Hier vergißt man die prosaische, nüchterne Formengebung des Ganzen. Freudig überrascht lernen wir hier einen Meister kennen, der, wenn er auch nicht selber von schöpferischer Phantasie erfüllt gewesen, doch viel gesehen hat und nun in frischem Zuge früher Geschautes aus seiner Erinnerung wieder hervorholt, und jetzt keck und wohlgemuth in Holz darstellt, was er anderswo als Gemälde oder Holzschnitt gesehen. Es sind nicht alle Bilder gleichmäßig gelungen; bei einigen z. B. sind Hände und Köpfe erstaunlich groß gerathen, andere aber sind sowohl in Beziehung auf Composition wie Ausführung geradezu kleine Meisterwerke, so daß ein jeder bei ihrer Betrachtung ungetrübten Genuß empfinden wird. Im Uebrigen sind ja schon dadurch alle im höchsten Grade interessant und sehenswerth, daß sie Kundgebungen des Baroko auf dem Gebiete des Reliefs sind. Hat sich schon das römische Relief wenig um die Gesetze seiner Kunstgattung gekümmert, so ist diese Anschauung von der Renaissance unbefangen adoptirt worden und der Barok zieht verwegen die letzten Consequenzen. Ganz ähnlich wie die damalige Glasmalerei es wagte, mit der Oelmalerei zu rivalisiren, eignet sich das Relief die Darstellungsweise der damaligen Malerei an. So sehen wir auf unsern kleinen Darstellungen Architekturen und Landschaften mit tiefer Perspective als Hintergrund, als ob sich das von selbst so verstände. Schrecklich aber nehmen sich die Wolken aus, die unser Künstler durchaus nicht nur discret andeutete!

Simon Bachmann aus Muri, welcher 1650 die Stühle erstellte,¹ war viel gereist. Er hatte Deutschland, Böhmen, Ungarn

¹ Vergl. Anz. 1880, pag. 38. Bei den Stühlen selbst, in der südwestlichen Ecke unter der Darstellung der Anbetung der Hirten ist der Name Bachmanns in verkehrter Schrift und die Jahreszahl angebracht.

und Italien durchwandert und vieles mochte er auf diesen Reisen gesehen haben. Nach dem 30jährigen Kriege kehrte er in seine Heimat zurück, schnitzte die Chorstühle und siedelte dann, mit Empfehlungen des Abtes versehen, nach Luzern über, wo er nach 1662 gestorben ist.

Aus einzelnen Reliefs möchte man fast schließen, Bachmann müsse auch die deutschen Meister des 16. Jahrhunderts gekannt haben, geradezu aufdrängen aber wird sich jedem die Vermuthung, daß bei einigen Darstellungen Rubens eingewirkt hat. Bachmann liebt derbe, kraftstrotzende Gestalten und er ist ebenso sehr ein Freund der bewegten Handlung wie des erbarmungslosesten Naturalismus. Bei der Geißelung läßt er uns den ganzen physischen Schmerz mitempfinden; seine Henkersknechte sind rohe Gesellen, mit Vehemenz holen sie zum Schlage aus und Christus duckt sich, wie wenn er demselben ausweichen wollte. Ein Pharisäer aber mit einer Brille schaut wohlgefällig den Vorgang mit an. Ebensowenig bleibt uns bei der Kreuztragung etwas erspart. Christus ist vor Erschöpfung niedergesunken, da zerrt ihn einer am Mantel, ein anderer stößt ihn und von hinten kommt vollends ein ganz odioses Subject mit hoch erhobenem Hammer. Im Ganzen sind die Darstellungen von einer auffallenden Verschiedenheit, die sich am besten durch die Verschiedenheit der Vorbilder wird erklären lassen. Während bei der Taufe im Jordan Fächerpalmen auf den Orient als den Schauplatz der Handlung hinweisen, sieht man in der Darstellung von Christus als Gärtner in eine moderne Gartenanlage hinein. Neben ganz Schönem kommt ganz Geschmackloses vor; so ist bei Christi Himmelfahrt das Hinaufschweben dadurch angedeutet, daß von Christus nur die Füße noch sichtbar sind. Oft scheint es, als ob der Künstler absichtlich einen komischen Effect habe erzielen wollen, so wenn er bei Mariä Krönung Engel die Schleppe tragen läßt, oder wenn er bei der Taufe im Jordan einige Personen grade in dem Momente darstellt, da sie das Hemd über den Kopf ziehen. Einige Scenen sind jedoch von liebenswürdigster Anmuth.

Die Anordnung des Ganzen ist so, daß der Cyclus beginnt mit dem westlichsten Bildchen der Südseite, nach Osten zu weitergeht, bei dem östlichsten Relief überspringt auf das östlichste der Nordreihe und seinen Abschluß findet in der letzten Darstellung

derselben auf der Westseite. Das erste Relief stellt die Dreieinigkeit dar, es folgen Verkündigung, Sposalizio¹ u. s. w. Die drei letzten Darstellungen auf der Südseite sind: Taufe im Jordan, Tabor und Einzug in Jerusalem. Dann folgt auf der andern Seite Abendmahl, Oelberg, Geißelung u. s. w. und der ganze Cyclus schließt mit Mariä Krönung.² Im Pathos namentlich offenbart sich die Verwandtschaft mit den obern Einzelfiguren. Von diesen vermögen nur wenige ruhig dazustehen; die andern sind alle im höchsten Grade erregt und jeder hält uns eine tiefbewegte Rede.

Am nördlichen Gesimse hat Abt Dominik sein Wappen anbringen lassen: einen Tannenbaum mit drei Wurzeln auf gelbem Grund. Er hat seinen Namen durch die Erstellung der Stühle für immer in die Geschichte seines Klosters eingeschrieben.

Im Jahre 1647 erwarb Dominik Tschudi für seine Klosterkirche die Reliquien des h. Leontius;³ dieselben kamen aus Rom. In Muri wurde ihnen eine eigene Kapelle geweiht, für welche Abt Dominik keine Kosten scheute. Er ließ eigens für sie ein (wahrscheinlich schmiedeisernes) Gitter im Werthe von 1258 Gl. verfertigen, ließ für weitere 600 Gl. durch Bildhauer Michel Wickart einen Altar errichten und gab neben alledem noch 946 Gl. für anderweitige Kirchenzierden zur Dekorirung der Kapelle aus.⁴

Auf Tschudi, unter welchem 1651 Schloß und Herrschaft Klingenberg in den Besitz des Klosters gelangte, folgen drei Aebte, welche für uns wenig in Betracht kommen. Bonaventura Honegger aus Bremgarten regierte zu kurze Zeit, als daß er etwas Nennenswerthes hätte unternehmen können, und was die beiden andern betrifft: Aegidius Waldtkirch (1657—1667) und Fridolin Summerer aus Baden, so nehmen die aus ihrer Zeit stammenden Baurechnungen keinen großen Raum ein. Es mag indessen erwähnt werden, daß der erstgenannte, Abt Aegidius, um 2830 Gulden das

¹ Gegenwärtig ist irrthümlicher Weise die Darstellung des Sposalizio vertauscht mit der Scene von Emaus.

² Hauptsächlich durch diese kleinen Reliefdarstellungen bleibt dem Muri-Stühlen die Superiorität über diejenigen in Rheinau gesichert, denen ein solcher Schmuck fehlt.

³ Anzeiger V., pag. 169.

⁴ M.-A. A.

Wirthshaus „bey rothen Löwen“ erbauen ließ. Weitere 300 Gulden hat er ausgegeben für „Decken und Anstreichen“ der zwei Kirchenthüren. Summerer hätte zwar nach den Elogia viel ausführen wollen — multa ad Murorum utilitatem cum meditaretur, — quaedam renovare, quaedam extruere — aedificia coepit,“ sei aber an der Realisirung seiner Pläne durch den frühzeitigen Tod gehindert worden. Wir lassen es auf sich beruhen, wieweit dies der Wahrheit entspricht und wenden uns zu seinem Nachfolger Hieronymus Troger (1674—1684), welcher wieder eifrig fortfuhr zu bauen und auszuschnücken. Von ihm muß der Querflügel herrühren — oder wenigstens der größte Theil desselben, — der den östlichen Theil der Kreuzgang-Anlage bildet; denn dieser trägt sein Wappen: zwei sich kreuzende Tannenbäume auf rothem Grund, links und rechts je ein Stern, oben und unten je eine Lilie¹ und die Jahreszahl 1682. Hieronymus muß gestorben sein, ehe der Bau ganz vollendet war; an den zwei größern Fenstern auf der Südseite erkennt man, wo dann sein Nachfolger eingesetzt hat. Daß sich die Innenseite dieses Flügels wie diejenige des Süd- und Westflügels direkt über dem Kreuzgang erheben, haben wir bereits mitgetheilt. Außerdem ließ Hieronymus 1680 ein neues Dormitorium bauen; „neben glasser, schlosser, tischmacher item neben mueß und brodt par Gelt gekostet 191 G.“ Ferner wurden drei Jahre darauf Reparaturen in der Kustorei vorgenommen, wurde der Leontiusbrunnen erstellt und im Abteigarten ein Springbrunnen angelegt.² In der Kirche aber hatte er schon 1674 für einen neuen Choraltar gesorgt, der ihn 1385 G. kostete und von Kirchenzierden werden zwei silberne Brustbilder des h. Leontius und des h. Martin erwähnt; jenes soll 1309 G., dieses 1268 G. gekostet haben. Wahrscheinlich ist dieses letztere das nämliche Brustbild des h. Martin, welches noch heute einen Theil des Kirchenschatzes von Muri bildet.

¹ Ueber die Wappen der Aebte von Muri vergl. die Wappentafel „Nammen und Wappen deren Stiffteren, Pröbsten, Aebten und Fürsten deß hochfürstlichen stifts und Gottshaus Mury“, Zug bei Jost und Hiltensperger 1776. Die Tafel ist sehr selten. Dem Verfasser wurde sie in liebenswürdigster Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt von Herrn Dr. v. Müllinen in Bern.

² M.-A. A.

Aber was will alles das heißen gegenüber den Bauten dessen, vor dem selbst Laurenz von Heidegg und Jost Singeisen in den Hintergrund treten! Denn nun erst kam nach Muri der rechte Bauherr, der Mann, der vom ersten Tage seiner Regierung an mit rücksichtsloser Energie die Realisirung des Planes in Angriff nahm, einen vollständigen Um- und Neubau der Klosteranlage herzustellen. Und das Schicksal hat es dem Placidus von Zurlauben, Thurn und Gestelenburg, erstem Fürstabt von Muri, vergönnt, daß er sein Projekt zum größten Theile ausführen konnte, indem es ihm eine Regierungszeit von nicht weniger als 39 Jahren schenkte

Placidus regierte von 1684 bis 1723. Mit seinem gewaltigen Baueifer kann er verglichen werden mit jenem Petrus II. Schmid, der, ebenfalls aus Zugerischen Landen gebürtig, hundert Jahre vor ihm dem Wettinger Kloster vorstand und der auch nichts Geringeres plante, als einen totalen Umbau desselben.¹ Doch wir brauchen nicht einmal so weit zurückzugehen; des Placidus eigener Bruder, Gerold, war Abt von Rheinau und die bis jetzt bestehende Kirche weist sein Wappen, und ist unter seiner Regierung neu errichtet worden.

In der Ziegler'schen Prospektensammlung der Stadtbibliothek Zürich finden sich unter den vielen Ansichten Muri's aus den drei letzten Jahrhunderten auch solche, welche dasselbe während des Umbaus und nach diesem darstellen. Man ersieht aus denselben, daß Placidus den alten Grundriß der Gesamtanlage im großen Ganzen beibehielt, ihn aber im Einzelnen mannigfach veränderte, wodurch er der Anlage namentlich mehr den Charakter des Einheitlichen verlieh. Erweitert wurde der Gebäudecomplex durch die Errichtung neuer Bauten, vereinheitlicht durch eine große alles zusammenfassende Ostfront und die Herstellung einer direkten Verbindung derselben mit der Kirche, verschönert aber dadurch, daß an Stelle der theilweis noch alten und altersschwachen Gebäude neue traten und vor Allem, daß die schon längst baufällige Basilika ersetzt ward durch einen süperben Kuppelbau, und daß vor der Ostfront großartige Gartenanlagen entstanden. Die alte häßliche Ringmauer verschwand und eine neue trat an ihre Statt.

¹ Vergl. R. Rahn, Wanderstudien, pag. 76.

welche in Gestalt eines großen Rechtecks die ganze Anlage einschloß. Es ist keine Frage, daß Placidus ursprünglich den Plan hatte, sämtliche Gebäude zu erneuern. Er führte dies nicht aus; aber immerhin blieben von der alten Anlage außer dem Chor und dem Querschiff der Kirche nur drei Seiten des Kreuzgangs — der nach einem Stich Math. Wickarts gänzlich dem Untergang geweiht war — und die beiden von Singisen und Troger erbauten Querflügel stehen.

Die Erscheinung, daß hier ein Abt daran denkt, sein ganzes Kloster neu aufzubauen, ist keine singuläre; wir haben schon an jenen Wettinger Abt und an Zurlaubens eigenen Bruder erinnert. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt aber auch der Neubau des Mutterklosters Muri's: der Neubau Einsiedelns; von 1704 bis 1717 fallen die Anfänge des neuen Baues, von 1719 bis 1735 dauert der Bau der Stiftskirche und bis 1770 wird am übrigen Stiftsbau weitergebaut.¹ Desgleichen wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Prachtbau der Stiftskirche St. Gallen errichtet. Es muß damals ein Zug hohen Selbstbewußtseins diese alten Abteien durchzogen haben.

Wie die Klosteranlage werden sollte und wie sie also auch zum größten Theile geworden ist, darüber gibt uns den besten Aufschluß der genannte Stich des M. Wickart, der sich ebenfalls in der Ziegler'schen Prospektensammlung findet. Sauber wie der Stich sieht nunmehr die ganze Anlage aus, jedes ist an seinem Platze, der Theil weiß, daß er sich als untergeordnetes Glied an das Ganze anzuschließen hat, alles ist hübsch ausgezirkelt, überall herrscht Ordnung, sämtliche Linien laufen grade, kurz, man erkennt den Einen gebietenden Willen!

Den Mittelpunkt nimmt auch jetzt noch die Kirche ein und die Kirche selbst hat einen Mittelpunkt gewonnen; denn das alte Langhaus ist einem stolzen Centralbau gewichen, dessen Kuppel von einem Zeltdach gedeckt wird. Nach Osten zu ist sie durch die „untere Sakristei“ und die Hofkapelle verlängert, so daß sie jetzt unmittelbar an den Bau anstößt, welcher den östlichen Hof nach Osten hin abschließt und welcher zugleich in der neuen Ostfaçade den

¹ Kuhn: Der jetzige Stiftsbau Einsiedeln 1881, pag. 18 ff.

imponirenden Mittelbau bildet. In der gleichen Flucht, durch Galerien mit diesem verbunden, erheben sich symmetrisch zwei correspondirende Gebäude, das eine südlich, das andere auf der Nordseite. An die Stelle dieser drei Bauten und der sie verbindenden Galerien kam dann am Ende des vorigen Jahrhunderts die große einheitliche, jetzige Ostfaçade. Parallel mit diesen drei Gebäuden, in einiger Entfernung hinter dem nördlichen derselben, dem „Großen Gasthaus“ befindlich, erhob sich ein alleinstehendes Haus, das „Gasthaus für Weibspersonen“. An den südlichen Ostbau aber, an die Kanzlei, stieß rechtwinklig und zwar auf der Nordseite ein langes Oekonomiegebäude, das dann auf der entgegengesetzten, also westlichen Seite mit einem mit dem Kanzleibau parallel laufenden Bau in Verbindung stand, dem Krankenhaus. Dieses lief in gleicher Flucht mit dem westlichsten (von Singisen gebauten) Querflügel der Kreuzgang-Anlage. Vor der Ostfront, auf dem terrassenförmigen Abhang lag der fürstliche Hofgarten, abgeschlossen auf der Ostseite durch die Stallungen und andere Oekonomiegebäude. Der Raum zwischen dem „großen Gasthaus“ und dem Gasthaus für „Weibspersonen“ diente als Küchengarten. Auf der andern Seite aber von der Kirche sehen wir die zwei Hofanlagen und den nach Westen hin laufenden Flügel, in welchem die Bibliothek untergebracht war. An diesen stößt auf der Westseite die erwähnte Ringmauer, die sich um das Ganze herumzieht. Dies die Uebersicht, soweit sie sich mit Worten geben läßt.

Hinzufügen können wir noch einige Bemerkungen über die Zweckbestimmung dieser Gebäude, über welchen Punkt der Stich Wickarts ebenfalls genauen Aufschluß gibt. Die beiden großen Gebäude auf der Nordseite dienten also als Gasthäuser, während sich die Oekonomiegebäude: Mühle, Bäckerei, Speicher, Dienst- und Handwerkerwohnungen, sowie das Krankenhaus auf der Südseite befanden. Das dem großen Gasthaus entsprechende Gebäude auf der Südseite war die Kanzlei. Der Mittelbau der Ostfaçade enthielt den „Großen Saal“ und Gastzimmer (vermuthlich für die vornehmeren Gäste); der daran anstoßende mit der Kirche parallellaufende Südflügel zunächst die Wohnung des Abtes, dann Küche, Refektorium, Schule und Dekanat; der mittlere Querflügel die Wohnung der Novizen, der westliche die Wohnungen der übrigen Conventualen

und in dem gegen die Straße zulaufenden Flügel war nebst weiteren Wohnungen der Conventualen das Museum und die Bibliothek untergebracht. Die Gebäude waren zum größten Theil dreistöckig, ihr künstlerischer Schmuck beschränkte sich jedoch auf einige größere Portale.

Gleich im zweiten Jahr seiner Regierung, im März 1685 fing Abt Placidus mit seinen Bauten an, „welches unternehmen billich mänglichlichen zu wundern macht angesehen die wenige hinderlassene barschaft seines Herren Antecessoris.“¹ Als Grund des Unternehmens wird in den Baurechnungen der ruinode Zustand des Klosters angegeben „und secundo die armuet und müessigang der underthanen;“² dann heißt es weiter: „Und hat der effect diser heiligen Intention trefflich wohl correspondirt, die Mittel darzue hat die göttliche providenz hergeschafft.“ Das Beste wird aber wohl das große Privatvermögen des Herrn Placidus gethan haben, denn ohne dieses wäre an einen so radikalen Umbau gar nie zu denken gewesen. Welches nun immer die Motive gewesen sein mögen, Placidus baute und er that Recht daran.

Schon im ersten Jahre seiner Regierung berief Placidus die Capitularen zur Behandlung dieser Frage.³ Er machte sie aufmerksam auf die Schadhaftheit vieler Gebäude, betonte, wie so manche von den für die Communität bestimmten Räumlichkeiten zu klein geworden seien, wies auf den unregelmäßigen Charakter der von verschiedenen Aebten herrührenden Gebäude hin und legte ihnen schließlich den Plan eines vollständigen Um- und Neubaues vor, der sowohl das religiöse Zusammenleben erleichtern, wie auch den Anforderungen der Aesthetik genügen sollte. Die Conventualen stimmten, namentlich mit Rücksicht darauf, daß seit 1600 die Zahl der Mitglieder von 12 auf über 30 gestiegen war, dem Plane zu. So ward denn gleich zu Beginn des Jahres 1685 mit Herbeischaffung von Baumaterialien begonnen. Am 26. März fing man mit

¹ M.-A. A.

² M.-A. A. Wir wissen aus der Geschichte der frühern Aebte, daß Neubauten nöthig waren; sonst würden wir auf diese Worte nicht allzuviel Werth legen. Wenn einer gern baut, pflegt in der Regel das Alte „bau-fällig“ zu sein.

³ M.-A. G.

der Demolirung des alten Gebäudes an und zwar mit der Abtragung des Südflügels der beiden Hofanlagen, wo sich das Refektorium befunden hatte. Beim Fundamentgraben stießen die Arbeiter, April des genannten Jahres, im Kreuzgang auf viele Menscheugebeine, woraus man schloß, es möchte hier vor alter Zeit der Pfarrfriedhof oder vielleicht die in den Acta erwähnte Michaelskapelle gestanden haben. Diese Ansicht ist um so wahrscheinlicher, als viele Friedhofskapellen dem h. Michael geweiht waren. Schon im August konnte dieser Flügel theilweis gedeckt werden; der übrige Theil wurde Ende Oktober 1685 vollendet. Er maß 236 Fuß in der Länge. Während des folgenden Jahres wurde dann auch seine innere Einrichtung fertig. Hierauf nahm man den Mittelbau der Ostfront in Angriff: am 2. Juli 1686 wurde feierlich der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt.¹ Am 31. Oktober war der Bau allbereits bis zum Dachfirst vollendet; er hatte eine Länge von 176 Fuß. Das neue Refektorium konnte zum ersten Mal benutzt werden am 1. Februar 1687. „Mirantur, bemerkt der Geschichtschreiber dieser Dinge, plane homines, etiam artis architecticae peritissimi, quod tanta aedificii moles intra duorum dumtaxat annorum spatium destructa vetere ex fundo in summum apicem conscenderit.“ Im Jahr 1689 waren beide Bauten, in den Baurechnungen des Aarauer Archivs werden sie zusammengefaßt unter dem Namen „Convent-Hoff und abtey bauw“, innen und außen vollendet. Sie hatten nach den genannten Rechnungen „alles an dem taglohn gearbeitet in summa“ gekostet 50,226 Gulden.

Im Jahre 1689 wurde dann mit dem Bau der beiden Sakristeien begonnen. Die eine, die „untere,“ wurde dicht hinter dem Chor errichtet; zu ihr gelangte man durch jene beiden Gänge, welche längs des Chors und der Krypta hinlaufen. Sie ist ein oblonger, gewölbter Raum, von zwei massiven Säulen gestützt, und dient gleicherweise als Aufbewahrungsort für einen Theil der Kirchen-Paramente, wie als Untergeschoß der über ihr errichteten Abtskapelle. Damals, als diese Sakristei und die beiden Verbindungsgänge gebaut wurden, möchte wohl auch die Krypta ihre heutigen

¹ M. A. G. in extrema parte versus Bosvilam, quia ibidem nova sacristia est fabricanda, supra quam Sacellum abbatiale consecrandum.

seitlichen Fenster erhalten haben — vielleicht auch ihre heutigen seitlichen Zugänge. Die Kosten für die beiden Kustoreien betrugen 3499 Gulden.

Im Jahr 1690 war auch die erwähnte Abtskapelle fertig erstellt, ihre Aus schmückung hat sie aber erst durch des Placidus Nachfolger, Gerold Heimb, erhalten. Die Baukosten beliefen sich auf 4375 Gulden. Was die andere Sakristei betrifft, die obere, so liegt dieselbe in dem von Troger gebauten mittleren Querflügel; man steigt auf einer Treppe vom Querschiff aus zu ihr hinauf. In ihr wurden die kostbaren und seltener gebrauchten Geräte und Paramente aufbewahrt, weshalb man sie das eigentliche Schatzhaus des Klosters nennen kann.

Zu gleicher Zeit wurde die Einrichtung des Abtei-Gartens an Hand genommen und vollendet (1689—1690), und Placidus verausgabte dafür 1984 Gulden. Ein Jahr darauf waren Speicher und Ställe erneuert, was nicht weniger als 12,670 Gl. Baukosten verursachte, und von 1692 bis 1694 fällt der Neubau des „obern Conventstockes,“ d. h. des vielgenannten, 1610 durch Singisen gebauten Bibliothekflügels, der auf der Westseite an die Straße anstößt. Die Kosten für diesen Umbau beliefen sich auf 10,495 Gl. Der auf der Südseite liegende Gebäudecomplex wurde innerhalb der Jahre 1693, 1694 und 1695 errichtet; es war die Kanzlei, das Krankenhaus und das dieselben verbindende Oekonomie-Gebäude. Die Kosten betrugen 22,401 Gulden. Im Jahr 1694 wurde die Schmiede (398 Gl.), 1695 die Sägemühle (220 Gl.) gebaut, 1694 und 1695 der Conventgarten (d. h. der südwestliche Eckraum des Klostercomplexes) erweitert und neu eingerichtet und hierfür 1608 Gulden ausgegeben. Dann wurde sogleich auch der Kanzleigarten in Angriff genommen. Den Bau der Kirche, der in die Jahre 1695 bis 1698 fällt, übergehen wir einstweilen, um die Aufzählung der übrigen Neubauten vorher zu beenden. In die Jahre 1696 und 1697 fällt der Bau einer Ziegelhütte und des Kaufhauses (561 Gl. und 480 Gl.); 1697 bis 1699 wurde an den beiden Gasthäusern auf der Nordseite gebaut, deren eines über 12,000 Gulden kostete; 1698 ein Zeughaus errichtet (2306 Gl.) und ein Gasthaus-Weier gemacht (498 Gl.). Zuletzt, nachdem alles andere vollendet, schritt man zum Bau der Ringmauer, des

Portals und des „Portners Häuslin“, was zusammen die Summe von 2939 Gulden machte. Die Gesamtausgaben für die Bauten beliefen sich „ohne die mobilia und gemältaffelen“ auf 157,321 Gulden. Später, als alle die genannten Gebäude, wurden die sogenannten Galerien erstellt, welche den Mittelbau der Ostfront mit den beiden Nebenbauten verbanden, nämlich erst im Jahre 1710.

Derjenige Architekt, der zuerst unter Placidus den Umbau leitete, hieß Thomas Martini; er war Steinmetz, Maurer und Architekt in Einer Person, und die Klosterchronik rühmt ihm nach, daß er den Bau sehr gut geleitet habe.¹ Leider sollte es ihm nicht vergönnt sein, denselben zu Ende zu führen, er starb schon am 12. April 1688 und so war man gezwungen, zumal für den Bau der Kirche, sich nach einem neuen Meister umzusehen. Ein solcher fand sich dann auch und es war ein Meister von Gottes Gnaden!

Gegen Ende des Jahres 1694 legte Abt Placidus dem Kapitel die Frage vor, ob es wünsche, daß die alte Kirche nur restaurirt oder ob sie nach dem Plan eines gewissen Giovanni Betini neu gebaut werden sollte (*ut vetus ecclesia destruatür et nova ad normam a Betini, qui ornamentis gypsicis praeerat conceptam... aedificaretur*). Das Kapitel entschied sich für das Letztere.

So sind wir denn bei dem glorreichen Neubau der Kirche angelangt, welcher binnen drei Jahren, 1695 bis 1698, fertig erstellt war und dem Kloster nur 27,565 Gulden kostete. Von all dem andern, was Placidus bauen ließ, hat selbst wieder ein großer Theil späteren Umbauten weichen müssen, seine Kirche aber ist stehen geblieben und hätte er auch nichts anderes bauen lassen als diese, so würde er es hiedurch allein schon reichlich verdient haben, daß sein Name von den spätern Geschlechtern hochgehalten wird, sein Name und derjenige des Architekten, der diesen Prachtbau geschaffen hat.

Lange Zeit war der Name dieses Künstlers verschollen. Den unermüdlichen Nachforschungen Pater Martin Kiems verdanke ich es, daß ich ihn hier mittheilen kann. Der Erbauer der Kuppelkirche in Muri war wie Bagnato, der Schöpfer der schönen Kloster-

¹ M.-A. G.: „Qui novam Monasterii fabricam opera sua et consiliis plurimum promovit.“

kirche in St. Gallen,¹ ein Italiener, es ist der genannte Giovanni Betini und hinfort wird man seinen Namen nicht mehr vergessen.

Was er gethan, ist großartig zu nennen. An Stelle der alten aus der Zeit Reginbolds stammenden, altersschwach gewordenen Basilika errichtete er auf gegebenem beschränktem Raum einen imposanten achteckigen Centralbau mit Oberlicht, einen Bau von wunderbarer Harmonie, wie ihn damals vielleicht eben nur ein Italiener zu bauen vermochte. Es ist eine Kirche, die zu den schönsten Barokbauten der Schweiz gehört — wenn man sie nicht geradezu den schönsten nennen will.

Wer möchte es gegenüber einem solchen herrlichen Bau vom antiquarischen Standpunkt aus beklagen, daß Abt Placidus nicht mehr Pietät für die alte romanische Kirche gehabt! Hat der gothische Stil Pietät gehabt, als er in seines Schaffens Maienblüthe die zahlreichen vorhandenen romanischen Kirchen niederlegte? Hat Bramante Pietät gehabt, als er an Stelle der altherwürdigen Petersbasilika anfang, die neue Peterskirche zu bauen? Und so wird es ja immer und auf allen Gebieten des menschlichen Lebens sein; wo neue Kräfte sich regen und man dieser neuen Kräfte sich bewußt wird, da wird das Alte weichen müssen, denn jede Kraft des menschlichen Geistes hat das Recht der freien Meinungsäußerung.

Oder sollen wir es etwa bedauern, daß der Neubau erst zur Zeit des Baroko entstanden ist? Zöge man es vielleicht vor, einen gothischen Bau aus dem 16. Jahrhundert zu besitzen, im Stile jener welken Gothik des Kreuzgangs? Oder müßte man auch nur an eine jener kleinern, nüchternen, „gothischen“ Kirchen denken, wie sie das 15. Jahrhundert in schweizerischen Landen so zahlreich hat entstehen sehen, so wäre man zu einem Dankgebet berechtigt, daß keiner der frühern Aebte den Muth hatte, den Umbau vorzunehmen und daß man auf Abt Placidus und seinen großen Baumeister Betini wartete.

Daß vollends von Vandalismus gar keine Rede sein kann, beweist schon der Umstand, daß nur derjenige Theil abgetragen wurde, an dessen Stelle der Neubau treten sollte und daß man die andern

¹ Vergl. Katholische Schweizerblätter 1888: Dr. Adolf Füh: Der Entwerfer der Pläne für die Stiftskirche in St. Gallen, pag. 391 ff.

Räumlichkeiten durchaus ungefährdet ließ. Wurde doch sogar die Krypta noch einer Restauration unterzogen. Ja, man wäre viel eher berechtigt, von Pietät zu sprechen, daß diese Theile geschont wurden und man sich auf den Umbau des Langhauses beschränkte. Gegeben war demnach dem Architekten das Mittelschiff und die beiden Nebenschiffe, die Länge von den Thürmen bis zu den westlichen Pfeilern der Vierung und die ganze Breite des Langhauses. Auf diesem Raum errichtete Betini seinen Centralbau. Als Grundriß wählte er ein ungleichseitiges Achteck, dessen gegenüberliegende Seiten gleich groß sind; die größern Distanzen sind je bei den vier Hauptrichtungen. Acht hohe, starke, einfach gegliederte Pfeiler, die durch weite Bogen mit einander verbunden sind, tragen den achtseitigen Tambour, durch dessen Halbkreisfenster sich helles Sonnenlicht in den Raum ergießt. Das Ganze wird durch eine Calottenkuppel abgeschlossen und zwar beginnt die Wölbung schon direkt über den Pfeilergesimsen. Doch die von den Bogen getragene Obermauer steigt noch eine Weile senkrecht an, um Raum für die Anbringung der Fenster zu ermöglichen; dann aber geht auch sie in die Kuppelform über.

Die Errichtung eines solch hohen, mächtig aufstrebenden Kuppelbaues wäre unmöglich gewesen ohne starke Widerlager. Diese besaß man im Westen an den Thürmen, im Osten an dem Querschiff; wie aber sollte man dem Ausweichen der Mauern nach Süd und Nord begegnen! Betini wußte Rath, er legte an beiden Seiten Kapellen vor die Kirche mit soliden Tonnengewölben. Nun stieß aber auf der Südseite direkt an die Kirche der nördliche Kreuzgangsflügel; derselbe mußte, es blieb kein anderes Mittel übrig, dem Kuppelbau geopfert werden, damit man Platz für die südliche Seitenkapelle gewann. Außer dem Kreuzgang ward damals auch jener gothische Lettner, von dem wir gesprochen haben, demolirt und zwar gleich zu Beginn des Umbaus, Februar 1695.

So war der Bau, dessen Inneres wie wenig andere, den Eindruck eines vollendet schönen, einheitlichen Ganzen macht, vollendet, ein reiner, mächtig ausklingender Akkord. Mit berechtigtem Stolz durfte Placidus über dem Bogen gegenüber dem Eingang sein Wappen anbringen lassen. Die kirchliche Einweihung hatte schon am 5. Mai 1697 stattgefunden, der apostolische Nuntius in der

Schweiz, Michael Angelus Conti, der spätere Papst Innozenz XIII., hatte sich selbst nach Muri begeben, um die Weihe in eigener Person vornehmen zu können.

Die Ausschmückung der Kirche durch Altäre, Altarbilder, Fresken, Stukkaturen, Gitter, Orgeln, Geräthe u. s. w. geschah noch theils unter Placidus, zum größten Theile aber erst unter seinem Nachfolger Gerold Heimb. Glücklicherweise wußte die Dekoration, daß sie nur Dekoration, daß also ihr einziger Zweck darin bestehen könne, den harmonischen Eindruck des Raumes zu verstärken. Das hat sie auch erreicht. Verglichen mit andern Barokkirchen ist sie außerordentlich diskret vorgegangen und man muß ihr mit Fug hiefür dankbar sein.

Derjenige, der unter Placidus die Malereien besorgte, war ebenfalls ein Italiener,¹ es war ein Francesco Antonio Giorgioli. Er malte die Kuppelschaale mit einer jener in Untersicht gegebenen Empyreen aus, wie sie seit Correggio für solche Räume das übliche Thema geworden waren, und auch die prächtige Halle mit den Personen, welche begeistert die über ihnen thronende Herrlichkeit schauen, fehlt nicht.² Oben weilt Gott-Vater, Christus und der h. Geist, Maria und eine ganze Versammlung heiliger Personen; unter ihnen in einer Säulenhalle, um die sich eine Balustrade zieht, eine Anzahl Persönlichkeiten, welche entzückt aufwärts blicken. Einer ist so ergriffen von dem göttlichen Glanze, daß er Anstalten macht, über die Balustrade zu steigen, ein Bravourstückchen, dessen Erfinder Giorgioli schwerlich sein wird. Durch die Fenster der Halle sieht man die Wölkchen am Himmel.

In den Zwickeln, über den Fenstern des Tambours, folgen Darstellungen aus dem Leben verschiedener Heiliger, eingefast von dreipaßartigen Cartouchen. Es geht hier oft recht derb und lebhaft zu; man sehe sich z. B. nur einmal das Bildchen an, auf welchem Bonifacius von deutschen Landsknechten zu Boden geschlagen wird. Direkt über den Bogen sodann sind Scenen aus dem Leben Christi dargestellt und auf den Gurtbändern, welche eine ideale Fortsetzung

¹ M.-A. G.

² Man vergleiche hierüber das Kapitel über den Barokstil in Jakob Burckhardts „Cicerone“.

der Pfeiler bilden, hat Giorgioli Brustbilder typischer Persönlichkeiten angebracht. Da finden wir den Kaiser und die Kaiserin, den König und die Königin, den Erzbischof wie den Patriarchen und den Kardinal wie den Bischof.

Einfach und wirksam gehalten wie diese malerische Ausschmückung ist auch die des Stukkators. Bis auf die Profilierung der Gesimse und Pfeiler herab ist alles dem Ganzen angepaßt, alles steht in reinem Einklang zu einander und keine Dissonanz stört diese gute Eintracht.

Betini's Baroko ist weder überladen, noch unruhig. Man wird es immer bedauern müssen, daß der ausgezeichnete Architekt auf jede Ausschmückung des Aeußern verzichten mußte, vor Allem aber, daß er nicht mit der Aufgabe betraut wurde, eine Façade zu componiren; sie wäre entschieden edler geworden als die von St. Gallen, welche sich wendet und dreht, als wäre es ihr nicht mehr wohl in ihrer Haut.

Orgeln besaß die Kirche vier; eine davon hatte Placidus 1697 neu verfertigen lassen und diese hatte dann ihren Platz an der Evangelienseite der Kirche, zwischen Mutter Gottes- und St. Leontius-Altar erhalten. Ihr gegenüber, auf der Epistelseite, wurde diejenige, welche früher auf dem Lettner gestanden hatte, aufgestellt. Die „große Orgel“ befand sich, wie noch heute, auf dem Lettner zwischen den Thürmen, also über dem Eingang zur Kirche. An Stelle der zwei erstgenannten ließ 1743 Abt Gerold Heimb von Orgelbauer Bossart aus Baar zwei neue errichten, die nun auch das Wappen dieses Abtes tragen.

Die vier nischenartigen Zwischenräume zwischen den je am nächsten beieinanderstehenden Pfeilern wurden natürlich zu Kapellen eingerichtet, wie dies also auch der Fall war bei den beiden Anbauten, die auf der Nord- und Südseite dem Kuppelbau als Widerlager dienen. Die Gitter, welche dieselben vom Kirchenraum abschließen, mögen von Abt Placidus selber angeschafft worden sein; wenigstens tragen sie einen ausgesprochen einfachern Charakter als die großen Gitter, die unter Gerold Heimb in die Kirche kamen. Interessant wäre es auch zu wissen, was damals aus denjenigen ward, welche 1649 Dominik Tschudi um 1258 Gulden für die Leontiuskapelle hatte machen lassen.

Ueber die bei den Bauten beteiligten Handwerker geben uns die Baurechnungen im Aarauer Archiv etwelchen Aufschluß. Als Zimmermeister wird in einem Verdingbrief vom 22. Oktober 1691 Hans Mäder von Boswil genannt; für die gesammte Zimmerarbeit in dem bald darauf umgebauten Conventflügel erhielt derselbe an Lohn und Vergütung 620 Gulden Luzerner Währung. Als Maurermeister lernen wir kennen Hans Rudolff, Andres Brandstetter und Walther Frey von Münster, ferner den schon genannten Thomas Martini und seinen Sohn Victor. Die Arbeiter mußten, wie es scheint, tüchtig arbeiten. So lesen wir in einem Verdingbrief vom Jahr 1685 „Bey langen tagen solle die arbeit anfangen morgens umb halber fünffe biß abends sibem uhren.“ — „Wan M. Thomas selbsten gegenwärtig ist, wird unser Hochw. Herr ihne in der wochen einest oder zweymal zur Hofftaffeln rueffen lassen.“

Daß ein Mann wie Placidus, der solche Bauten ausführte, nicht der letzte war, auch für den gehörigen Schmuck zu sorgen, braucht kaum erst gesagt zu werden. Er ließ sich weder Gold noch Edelstein noch Silber reuen, hat er doch allein für Kirchenschmuck nicht weniger als 52,000 Gulden ausgegeben.¹ Noch heute rühren die meisten Goldschmiedsachen in der Sakristei von ihm her, so vor Allem das berühmte silberne Tabernakel, das er 1704 um 5000 Gulden bei Goldschmied Staffelbach von Sursee und Joh. Hermann Ott von Schaffhausen machen ließ. Ott hat den Aufsatz des Tabernakels, Staffelbach das Gehäuse selbst verfertigt. Die Beiden arbeiteten von 1701 bis 1704 an dem Werk, für welches sie 1585 Unzen Silber verwendeten und Februar 1704 wurde es dann nach Muri gebracht. Bei der Aufhebung des Klosters beraubte man es der ablösbaren Figuren. Soviel Edelmetall an dieses Tabernakel verwendet worden, ein Kunstwerk ist trotz alledem nicht entstanden, wohl aber wird es ein interessantes Paradigma der üppig gewordenen Barok-Dekoration bleiben und als solches immer auch einen gewissen kunsthistorischen Werth repräsentiren. Ungefähr 6 Fuß hoch und nur für die Vorderansicht bestimmt, stellt es eine Art Tempietto dar, vorn von zwei gewundenen mit Weinlaub umzogenen Säulen flankirt, Christus am Kreuz; zu beiden Seiten

¹ Anzeiger a. a. O.

plumpe Engel, die mit ausdrucksloser Miene die Krone über Christi Haupt halten; unten die Kriegsknechte, welche um den Mantel wüffeln und Magdalena, die mit Inbrunst Christi Füße umarmt. Ein reicher kuppelförmiger Aufsatz krönt das Werk, die Anmuth ist demselben aber fern geblieben. Von noch höherem Werth ist eine goldene Monstranz, die Placidus machen ließ. Mit Goldschmied Hans Jakob Läubli von Schaffhausen schloß er am 29. April 1704 einen Kontrakt ab, laut welchem Läubli 2000 Thaler erhalten sollte; falle die Arbeit gut aus, so solle er noch 200 Thaler dazu erhalten. Der Künstler erhielt für diese Monstranz 64 Diamanten, 10 Saphire, 2 Rubine und 6 Smaragde; 1716 bezahlte der Abt als Angeld für das Werk, welches von Läubli auf 17,500 Gulden geschätzt wurde, 6092 Gulden. Eine Monstranz mit dem Wappen Zurlaubens ist noch vorhanden, nur vermißt man die vielen Diamanten Sonst aber ist es eine pompöse Arbeit, geschmückt mit Darstellungen des Abendmahls, einiger Putten und Marterwerkzeuge. Auch ein in Silber gefaßtes Kruzifix aus Bergkrystall stammt aus der Zeit des Abtes Placidus.

Es versteht sich von selbst, daß ein so ruhmliebender und energischer Abt im Bauen allein eine Befriedigung seines Wirkens nicht finden konnte, daß dies nur Eine Seite seiner Thätigkeit ist. In der Natur solcher Männer liegt es, daß sie auf alle Weise ihren Namen mit Glanz zu umgeben suchen. So hat es Placidus erreicht, daß er, ohne daß die eidgenössischen Schirmorte davon wußten, von Kaiser Leopold I. 1701 in den Stand der Reichsfürsten erhoben wurde. Dann sind die Güter des Klosters unter ihm und durch ihn vermehrt worden, und 1720 erschien noch zu seinen Lebzeiten die viel citirte Klosterchronik „Murus et Antemurale“, deren letzter Theil die Elogia Abbatum enthält. Wir wissen, mit wie freigebiger Hand hier allen Aebten Lob gespendet wird, aber die ganze Reihe der Elogia scheint nur geschrieben zu sein, damit als Glanz- und Höhepunkt der gesammten Klostergeschichte die Zeit dargestellt werden kann, da Abt Placidus dem Kloster vorstand. Er schließt die Reihe all dieser erlauchten Aebte ruhmvoll ab und zu seiner Verherrlichung scheint dem Verfasser der Elogia kein Attribut zu viel sagend gewesen zu sein. Nun wird man ja Hofdichter überall nur höchst ungern als Zeugen anrufen; jedenfalls aber zeigen sie, und

dies in der offenkundigsten Weise, wodurch man den Helden in der Anschauung der damaligen Welt am meisten glaubte ehren zu können. Und da ist es denn im höchsten Grade interessant, daß fast am meisten seine Bauten hervorgehoben werden:¹ „Als Placidus sah, daß die Mauern zusammenbrechen wollten (Muros cum acciperet ruinam minitantes, Wortspiel mit „Muri“ dem Namen und „Mauern“), da beugte er dem Zusammensturz vor; und damit sie nicht unter einem solchen Haupte einfielen, hieß er sie einstürzen, auf daß sie desto stärker wieder aufgerichtet werden könnten. Er hat also nicht den Neid des Alterthums noch die Nacheiferung der Nachwelt gefürchtet. Es wird ihn beneiden das Alterthum und ihm nacheifern die Nachwelt; seine baukünstlerische Weisheit konnte jene nicht erreichen und wird auch diese nicht zu erreichen im Stande sein. Die die Berge auf die Berge thürmten, waren Giganten; wie nennst du aber den, der solche Gebäude emporsteigen hieß? Die Steine werden es sagen und rühmen müssen, welche er so zu Mauern fügte. Er baute das Haus Gottes und schmückte es mit kostbarem Geräthe aus. Wollte ich die goldenen und silbernen Gefäße beschreiben, so würde der Leser ob der großen Zahl ermüden. Ebenso wenig kann meine Feder die Schätze aufzählen, als meine Hand sie wägen kann. Du könntest glauben, der Goldregen Jupiters habe sich in den Thurm des Placidus ergossen,² welcher in einem eisernen Zeitalter ein so goldenes in Muri herrschen ließ.“

Wenn man nun glauben würde, daß Zurlaubens Nachfolger es gar nicht mehr gewagt hätte, mit der gewaltigen Bauthätigkeit seines Vorgängers zu wetteifern, so täuschte man sich. Es hat geradezu vielmehr den Anschein, als ob er durch die Ruhmsucht desselben angespornt worden wäre, seinen Namen durch Aufschmückung der Kirche wo möglich noch berühmter zu machen. Denn gerade Gerold Heimb (1723—1751) ist es, welcher durch die Anschaffung der herrlichen Chorgitter der Kirche ihren schönsten Schmuck verlieh. Wohl hatte Hieronymus Troger 1677 ein eisernes Gitter-

¹ Elogia, pag. 104.

² Der Thurm ist Zurlaubens Wappen. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß sich das Porträt des baulustigen Abtes auf dem von Wickart gefertigten Stiche von Muri findet.

werk, welches den Chor vom Schiffe trennte, machen lassen; da dieses aber dem Abt Gerold zu einfach war, bestellte er 1744 ein neues und zwar dasjenige, welches sich glücklich bis auf unsere Tage erhalten hat. Im Muri-Archiv Aarau findet sich unter den Baurechnungen eine Notiz folgenden Inhalts: „1746, Mai 19. Neues Chorgitter in der Stiftkirche zu Muri 2292 fl. 36 kr.; für 7 vergolte und 1 anders pollirte Thüren beschläg in der capellen etc. 300 fl. an J. J. Hoffner, Stadtschlosser von Constanz, bezahlt.“ Die herrlichen Gitter sind somit Constanzer Arbeit. Nun theilt mir Hr. Kiem aus dem Muri-Gries-Archiv mit, daß das Gitterwerk vor dem Chore auf 3839 Gulden und das niedere, welches als Communionbank diente, auf 1250 Gulden zu stehen kam; die genannten 2292 Gulden sind demnach eine Abschlags- oder Restzahlung.

Es sind also zwei Gitter, beides schmiedeiserne, welche hier in Betracht kommen, das eine, hohe, trennt den Centralbau vom Chor, beziehungsweise der Vierung; direkt hinter ihm stehen die Chorstühle. Einige Schritte vor demselben befindet sich das niedere, das als Communionbank diente und das die ganze Breite des Raumes einnimmt. Ob dieses letzere ebenfalls ein Werk des genannten Hoffner ist, geht aus der mitgetheilten Rechnung nicht hervor und läßt sich auch sonst mit Sicherheit nicht feststellen. Da aber, wie jene Rechnung beweist, Abt Gerold bei Hoffner auch andere Schlosserarbeiten machen ließ, ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß er diese niedern Gitter bei einem andern Meister hätte verfertigen lassen. Der Gitter vor den seitlichen Kapellen haben wir schon gedacht; wenn sie auch einfacher als die Chorgitter sind, so erscheinen sie doch als eine ebenso geschmackvolle wie anmuthige Arbeit der Kunstschlosserei und sie könnten mancher modernen Aufgabe dieser Art als Vorbild dienen. Doch was wollen sie gegenüber den wunderbaren Schöpfungen der Chorgitter bedeuten, welche wahre Kunstwerke der Schmiedetechnik genannt werden müssen. Wir gestehen, daß wir auf diesem Gebiete noch nichts Vollenderes gesehen haben. Das vordere Gitter, auf niedriger Basis sich erhebend und durch Pfosten in gleich große Felder eingetheilt, ist ein lebendiges prächtiges Rankenwerk und zwar entsprechen sich die Motive des einzelnen Feldes symmetrisch, indem zunächst die beiden aneinander stoßenden in der Mitte daselbe Schema auf-

weisen, dann je die beiden nächstfolgenden links und rechts und so weiter bis zu den beiden äußersten. Schauen wir aber auf, so stehen wir verwundert vor drei herrlichen Bogengängen und unerschlüssig weilen wir und wissen nicht, in welchen der drei wir eintreten sollen. Es ist das Hauptgitter, vor dem wir stehen und der Vorliebe für das Perspektivische, die den ganzen Barokstil erfüllt, folgend, hat Meister Hoffner das Gitterwerk so zusammengefügt, daß eine optische Täuschung entsteht und man drei Bogengänge vor sich zu sehen glaubt, den mittleren gradaus führend, die beiden andern links und rechts schräg seitwärts. Strenge Kunst-richter mögen dies als stilwidrig tadeln; wohl, ein vertikales Gitter sollte ja eigentlich seine Funktion als Barriere, als ideale Wand im Motiv seines Gitterwerkes betonen und nicht im Beschauer die Fiktion erwecken, er könne noch weiter vorwärts schreiten. Aber wer möchte sich so pedantisch zeigen, dem Künstler um dieses Scherzes willen gram zu sein, zumal wenn dieser Scherz mit solcher Laune und soviel Geist vorgetragen wird wie hier. Damals jedenfalls muß diese Fiktion den Leuten gefallen haben, denn wir finden sie wiederholt bei Gittern jener Zeit, so in Einsiedeln, in der Hofkirche von Luzern, so in Rheinau und andern Orten, nirgends jedoch mit solch rauschendem Reichthum und so froher Laune wie in Muri. Und ein scherzhafter Einfall soll doch in fröhlicher Laune erzählt werden!

Ueber die Bogen schwingt sich ein jubelvolles Rankenwerk empor, das Blumenkörbe einfaßt und ringsum schützend das Wappen des Herrn Gerold umgibt, welcher durch seinen Willen all diese schönen Dinge in's Leben gerufen.

Außer diesem Gitterwerk rühren noch andere Werke in der Kirche von Gerold Heim her: die genannten Orgeln, die Kanzel, das habsburgische Cenotaphium und sämtliche Altäre hat er errichten lassen; kurz, die ganze Aus schmückung der Kirche, soweit sie nicht die Fresken und Stukkaturen betrifft, hat unter ihm stattgefunden und von allen Seiten, vom Hochaltar ebenso wohl wie von den Altären der Seitenkapellen, leuchtet uns sein Wappen, der Rittersporn, entgegen.

Im Jahr 1728 hatte ein Judas Thaddäus Sichelbein von Wangen im Allgäu eine Kanzel erstellt, die 1893 Gulden kostete. Da sie jedoch in keiner Symmetrie zu den Altären stand, ließ Gerold 1750

auf Weihnachten eine neue machen, für die er 1250 Gulden ausgab. Der Künstler, der sie verfertigte, Matthäus Peusch, war der nämliche, der ihm schon 1744/45 den Hochaltar errichtet hatte. Und nun ließ Gerold von demselben als Pendant zur Kanzel, auf der südlichen Seite des Kuppelraumes das jetzt noch existirende habsburgische Cenotaphium erstellen,¹ dessen Kosten sich auf 1000 Gulden beliefen. Es ist auf gleicher Höhe wie die Kanzel an dem dieser gegenüber befindlichen Pfeiler angebracht und befestigt und kann mit seiner überreichen Verzierung wohl als ein Muster des damals herrschenden Roccoco-Dekorationsstiles gelten. Aus Holz verfertigt, von Vergoldung strotzend, besteht es aus einer von Krone und Reichsadler überragten und von Pilastern flankirten Tafel, auf welcher die Inschrift steht, welche Abt Placidus seiner Zeit auf dem alten Stifter-Mausoleum hatte anbringen lassen,² darunter auf einer Art Sarkophag knieend, einander zugekehrt und die Hände zum Gebet gefaltet Ita und Radbot im Kostüm des 17. oder 18. Jahrhunderts und unter dem Sarkophag als Symbol der Vergänglichkeit ein Totenschädel.

Aehnlich wie die Kirche ließ Abt Gerold auch die von Placidus (1690) gebaute Abtskapelle auf's reichste dekoriren, weshalb auch hier wiederum an allen Wänden sein Wappen prangt. Die Kapelle ist ein oblonger hoher Raum, zu dem man jetzt vom großen Ostbau aus gelangt. Sein Licht erhält er durch je zwei große und zwei darüber befindliche kleine Fenster auf der Nord- und Südseite. Die Decke, ein Spiegelgewölbe, ist reich bemalt. Die beiden Meister, welchen Gerold die Aus schmückung dieser Kapelle anvertraute, Peusch und Nikolaus Spiegel, welcher wie Peusch aus Mößkirch stammte und als Maler in seinem Dienst stand, haben nun wirklich dieselbe so zu schmücken verstanden, daß sie ein kleines Kunstwerk in ihrer Art geworden ist, ein Kunstwerk insofern nämlich, als sie in allen ihren Theilen getreu die damalige Kunstrichtung widerspiegelt. Ob diese Kunstrichtung nun hoch oder gering geschätzt werden muß, ist eine Frage, die uns hier gar nicht berührt — genug, der Roccoco hat einmal existirt, er hat, ob man

¹ Abgebildet Kopp, Vindiciae, pag. 240.

² Mitgetheilt in Murus et A., pag. 110.

ihn heute schmäh't oder preist, in der Kunst eine Rolle gespielt und wenn man ihn studiren will, so gehe man in die Hofkapelle in Muri und schaue sich diese eigenartige, prunkende, krause, lustige Dekoration an, dann weiß man, wie der Dekorationsstil, den man Roccoco nennt, ausfieht. Sämmtliche Dekorationen sind aus Holz und von Farben ist neben Gold besonders Roth und ein merkwürdiges Gelbgrün zur Verwendung gekommen. Der Besuch der Kapelle lohnt sich aber auch noch aus einem andern Grunde. Das schönste Altargemälde in Muri ist das der Abtskapelle! Es ist ein großes Hochbild, ein Crucifixus. Die Mitte der Leinwand nimmt Christus am Kreuz ein. Von dem düstern, felsigen Hintergrund hebt sich die bläulich gelbe Carnation des Leichnams in einer Weise ab, die den Eindruck des Furchtbaren machtvoll zu verstärken weiß. Von oben her kommen tröstend Engelknaben geflogen, während zu Christi Füßen mit dem Ausdruck der höchsten Schmerzen Magdalena kniet, umhüllt von einem rothen Mantel. Daneben Johannes und Maria. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein Zug stiller, tiefer Wehmut das Bild erfüllt; in der edeln Auffassung des Vorgangs wird es sogar Manchen an Guido Reni oder Caracci erinnern. Es wäre im höchsten Grade wünschenswerth zu wissen, wer dieses Bild gemalt. Darf man an Spiegel denken? Wenn ja, so hat er es in einer glücklicheren Stunde geschaffen als alle seine andern Werke.

Der Bau des Abtes Placidus stand noch kein Jahrhundert, als man schon von Neuem an einen vollständigen Umbau des Klosters ging. Schon Abt Bonaventura Bucher (1757—1776) dachte an einen solchen; das Capitel war einverstanden, schon lagen 400,000 Fr. bereit dafür, da kam dies und jenes dazwischen und das Werk unterblieb. Buchers Nachfolger, Gerold II. Meyer, nahm jedoch den Plan wieder auf, obwohl er zunächst nicht von einem totalen Umbau, sondern nur an einen Neubau des zu klein gewordenen Bibliothekgebäudes dachte. Damit erklärten sich aber die Capitularen nicht einverstanden, sie wünschten auch ein neues und weiträumigeres Schulgebäude und schließlich wurde aus der anfänglich projektirten Erweiterung ein vollständiger, radikaler Um- und Neubau. Am 30. August 1788 wurde der Beschluß gefaßt, sich nach einem tüchtigen Architekten umzusehen, und die Wahl fiel auf Valentin Lehmann aus Donaueschingen. Außer den

Vergrößerungen der Schulräumlichkeiten plante man noch anderes. Man wollte die Zahl der Religiösen vergrößern und daneben trug sich Gerold sogar mit dem Gedanken, in Muri ein Priesterseminar für Weltgeistliche einzurichten, ein Gedanke, der dann in Folge der Napoleonischen Kriege wieder fallen gelassen wurde.

Lehmann hatte unterdessen seinen Plan entworfen; am 3. Januar 1789 konnte er ihn dem Capitel vorlegen. Dieses genehmigte ihn und übertrug auch demselben Architekten die Ausführung. Wie es bei Voranschlägen heute wohl noch vorkommt, ging es auch damals, der Bau wurde zu 300,000 Fr. veranschlagt und das reichte nicht für die Hälfte. Der Neubau, der 1790 in Angriff genommen worden, war 1798, als die Franzosen in die Schweiz eindrangen, noch nicht vollendet, und da man natürlich in jener stürmischen Zeit nicht daran denken konnte, weiter zu bauen, so ward der Bau einstweilen sistirt. Er sollte auch, obwohl bereits 520,000 Fr. für denselben waren ausgegeben worden, nicht mehr vollendet werden. Für das Kloster brachen unglückliche Zeiten an, der Abt mußte fliehen und er mag seine Gründe gehabt haben, daß er an Geld und Kostbarkeiten so viel er konnte in's Ausland mitnahm. Selbst nach seiner Rückkehr aus dem Exil schienen die Verhältnisse noch nicht so gefestigt, daß man hätte wagen dürfen, den Bau zu vollenden. Die Flügel, die bereits errichtet waren, baute man aus; allein im Uebrigen ließ man die Dinge, wie sie waren. Und da schon 1841 das Kloster aufgehoben wurde, so ist das Projekt Lehmanns bis auf den heutigen Tag überhaupt nicht zur Ausführung gekommen. Wir wollen darüber nicht klagen, denn sein Bau enthält sehr wenig von kunsthistorischer Bedeutung und was die Gesamtkomposition betrifft, so wäre an Stelle der frühern mannigfaltig gegliederten, malerischen Anlage ein fürchterlich großes langweiliges Rechteck getreten. Die große Ostfaçade und der daran angebaute Südflügel bilden denjenigen Theil von diesem Rechteck, welcher bis 1798 fertig erstellt werden konnte. An diesen Südflügel hätte sich nun aber auf der Westseite ein ebenso großer Westflügel anschließen sollen, welcher, wie dies in Einsiedeln der Fall ist, die Kirchenfaçade in die Mitte genommen hätte. Auf der Nordseite war kein dem Südflügel korrespondirendes Gebäude projektirt, sondern hier erscheinen die beiden Langflügel nur durch

eine Mauer verbunden. Vom ganzen frühern Bau wäre nur stehen geblieben die Kirche und der von Placidus 1685—1689 gebaute, mit der Kirche parallel gehende Südtrakt. Diese beiden Bauten hätten die beiden Langflügel mit einander verbunden und so den großen Hof in drei kleinere, ungleich große Höfe getheilt. Es wäre also auch demolirt worden der Kreuzgang und das alleinstehende Gasthaus für Frauen. Faktisch wurden aber nur abgetragen die drei durch die Gallerien miteinander verbundenen Gebäude, welche die frühere Ostfaçade gebildet hatten, dazu die südlichen Anbauten: das Oekonomiegebäude und das Krankenhaus, und an die Stelle dieser Bauten trat der jetzige 725 Fuß lange Ostbau mit dem rechtwinklig angebauten Südflügel.

Wohl imponirt diese 725 Fuß lange Ostfaçade mit ihren drei Stockwerken und derjenige, welcher die Dinge nur nach ihrer Größe schätzt, mag dem kolossalen Bau Bewunderung zollen. Dennoch wird kaum zu bestreiten sein, daß die frühere dreigetheilte Façade einen malerischeren Anblick geboten hat; uns zeigt der jetzige Bau nur die Nähe des Kasernenstils an. Die Façade ist zwar gegliedert, aber die Gliederung erscheint im Verhältniß zur Größe des Ganzen viel zu schwach accentuirt. Es herrscht Fünfstheilung: zwei vortretende Seitentheile rahmen ein großes Mittelstück ein, welches selbst wieder dreigetheilt wird durch einen leicht nach außen gebogenen Mittelbau, der außerdem dadurch auf sein Prinzipat aufmerksam macht, daß er der einzige Theil ist, dem einige künstlerische Gestaltung zu theil geworden. Viel ist es auch hier nicht: ein nüchternes Portal von zwei Säulen flankirt, zwischen den Stockwerken einige schüchterne Gesimse, die Fenster durch Pilaster von einander geschieden und das Ganze mit einem Giebel abgeschlossen. Dieser auf solche Weise ausgezeichnete Mittelbau bildete die Wohnung des Abtes. Die beiden hervortretenden Seitentheile enthalten zwei große Säle, von denen der südliche zur Bibliothek eingerichtet, der nördliche, der „große Saal“, bei Festlichkeiten als eigentlicher „Festsaal“ benutzt wurde. Der südliche Anbau diente wie heute noch als Schule; er hat eine Länge von 270 Fuß.

Sämmtliche Zimmer eines Stockwerkes stehen durch einen langen Corridor, der sich vom einen Ende des Flügels bis zum andern zieht, mit einander in Verbindung und die Corridore selbst wieder,

deren zwei unterste mit Kreuzgewölben versehen sind, werden durch breite in der Mitte des Gebäudes befindliche Treppen verbunden. Hier steigt man hinauf zur Abtskapelle und zu den beiden großen Sälen. Präventiös nehmen diese beiden die ganze Länge und Breite der zwei Seitenflügel in Anspruch und durch die vielen hohen Fenster, die den einzigen Schmuck der Außenseite ausmachen, dringt eine Fülle von Licht in das Innere. Doch bedurfte es dessen eigentlich nicht, da durch das viele Licht nichts weiter an den Tag gebracht wird, als eine recht betrübliche Nüchternheit. Im Festsaal z. B. besteht der ganze Schmuck in einigen zwischen die Fenster gestellten gypsernen Pilastern und einem Deckenfresko, welches nichts verlieren würde, wenn man es etwas weniger genau sähe. Es ist eine ganz gleichgültige Darstellung der Speisung der Fünftausend, gemalt 1792 von einem gewissen J. A. Mesmer. Die Decke ist gewölbt, doch soll es nur ein Scheingewölbe sein; immerhin sieht das Auge ein großes Tonnengewölbe.

Es ist interessant, daß diese Säle von der Bewohnerschaft Muri's als die Hauptsehenswürdigkeit des Klosters betrachtet werden und der Fremde gewöhnlich mehr von ihnen sprechen hört, als von der Kirche. Eine Hauptsehenswürdigkeit sind die Säle allerdings, aber nur insofern, als man nicht leicht wieder so große Räume antreffen möchte, welche in gleichem Maße den Eindruck gähnerregender Langeweile hervorzurufen im Stande wären. Hiezu tragen die Verhältnisse von Höhe zu Breite und Länge ebenso treulich mit bei, wie die grenzenlose Nüchternheit der Ausschmückung. Viel lieber wenden wir unsere Schritte in die Abtswohnung, welche mit ihrem schönen warmen Getäfer einen wahrhaft vornehmen Eindruck macht. Und hat man auch die vielerlei interessanten Möbel mit ihren Holzschnitzereien betrachtet, so tritt man gern noch einmal an's Fenster, um vor Sonnenuntergang einen Blick in die weite, entzückende Landschaft zu werfen

Und nun ist für uns die Stunde gekommen, da wir von der lieb gewordenen Stätte Abschied nehmen müssen. So wichtig in mancher Beziehung die letzten Schicksale der altehrwürdigen Abtei sind, für die Baugeschichte des Klosters kommen sie nicht mehr in Betracht. Als Abt Gerold II. aus seinem Exil heimgekehrt war, sah er sich genöthigt, den Ausbau des Klosters einer kommanden,

ruhigeren Zeit zu überlassen. Allein ehe diese ruhigere Zeit erschien, brach der aargauische Klostersturm los und durch den Beschluß des Großen Rathes vom 13. Januar 1841 hatte das Kloster Muri aufgehört zu existiren.¹ Wie hernach das Klostergebäude zu einer landwirthschaftlichen Schule, und dann, im Jahre 1887, zu einer kantonalen Pflegeanstalt eingerichtet wurde, das zu erzählen kann nicht unsere Aufgabe sein, da die bei dieser Gelegenheit vorgenommenen baulichen Veränderungen sich nur auf die innere Einrichtung bezogen, reine Zweckbauten sind, und einen künstlerischen Charakter nicht tragen. Wohl aber bleibt dem Verfasser noch die angenehme Pflicht, Derjenigen zu gedenken, die ihm während der Abfassung dieses Schriftchens hilfreich zur Seite gestanden. Vor Allem muß er seinen herzlichsten Dank Herrn Professor Dr. Rahn aussprechen, der ihn überhaupt zu dieser Arbeit angeregt und das Werden und Wachsen derselben mit stetem Interesse verfolgt hat. Aus den Archiven von Aarau und Muri-Gries hat er von den Herren Dr. Hans Herzog und P. Martin Kiem die werthvollsten Mittheilungen erhalten. Ohne die liebenswürdige und nicht ermüdende Bereitwilligkeit der Genannten hätte die vorliegende Arbeit niemals so vollständig können zu Ende geführt werden, wie dies jetzt der Fall ist; deshalb spricht ihnen der Verfasser hier seinen verbindlichsten Dank aus. Für Uebersendung von andern Mittheilungen oder Ueberlassung von Büchern, die anderwärts nicht aufzutreiben waren, ist der Verfasser den Herren Dr. Th. v. Liebenau, Seminarlehrer Johannes Zürcher, Dr. v. Mülinen, P. Ettel in Gries, Pfarrer Huber in Muri, Dr. Hans Trog in Basel und dem ausgezeichneten Kenner der Schweizergeschichte, Hrn. Prof. Dierauer in St. Gallen verpflichtet.

¹ Ausführlich und im Zusammenhang mit den andern Zeitereignissen wird der Klostersturm bekanntlich in Feddersens Geschichte der schweizerischen Regeneration erzählt.

Während diese Arbeit schon im Druck war, hat das Kloster schweres Unglück betroffen. Am 21. August, Nachmittags halb vier Uhr, brach aus bis jetzt noch nicht aufgeklärter Ursache im Dachstuhl des Mittelbaus der Ostfaçade Feuer aus, welches so gewaltig schnell um sich griff, daß binnen wenigen Stunden der ganze stolze Bau Fürstabt Gerolds II. ein rauchender Trümmerhaufen war und nur die hochragenden Mauern verkündeten noch, wie groß dieser Flügel gewesen. Kaum, daß die von allen Seiten herbeigeeilten Löschmannschaften den angebauten Südflügel und die Kirche den gierigen Flammen entreißen konnten. Leider wurde die prächtige Abtskapelle ein Raub des Feuers und mit ihr das schöne Altargemälde. Auch die Altargemälde der Kirche fanden ihren Untergang und schon schlugen die Flammen durch die offene Chorbauwand in die Kirche hinein Doch wurde sie gerettet. Fast wie eine Ironie klingt es, daß einige Jahrzehnte nach der Aufhebung von dem durch Placidus erstellten Südflügel der an den Ostbau anstoßende Theil demolirt wurde, damit bei einer im alten Conventbau ausbrechenden Feuersbrunst der Hauptbau geschützt sei. Und nun ist gerade in diesem das Feuer ausgebrochen und er ist heute eine Ruine. Auch die unter der Abtskapelle liegende Sakristei ist eingestürzt, doch konnten die in ihr aufbewahrten Schätze noch glücklich gerettet werden.



Nachträge und Berichtigungen.

Pag. 6: Nachdem durch die Zerstörung der Abtskapelle die Rückwand des Chors bloß gelegt worden ist, hat sich unsere Vermuthung, daß die Außenseite des Chors mit Blendarkaden geschmückt gewesen sei, als durchaus richtig erwiesen. Es sind 9 Blendarkaden zum Vorschein gekommen und zwar herrscht bei denselben die gleiche Anordnung, wie wir sie bei den 9 Blendarkaden der nördlichen Querschiffwand treffen: sie setzen auf der Höhe des Giebeldreiecks an, und von beiden Seiten aus nehmen sie, entsprechend der Form des Dreiecks, gegen die Mitte hin an Größe zu. Der untere Theil der Mauer mag ursprünglich durch Lisenen geschmückt gewesen sein.

Nicht bestätigt hat sich jedoch unsere Annahme, daß das gothische Sterngewölbe an Stelle eines Kreuzgewölbes getreten sein möchte. Der Chor war nämlich früher überhaupt nicht gewölbt; das ersieht man aus der gothischen Bordüre, welche über dem Sterngewölbe den drei Innenwänden entlang läuft. Da dieselbe unmittelbar unter dem Dachstuhl ansetzt, ist gar nicht daran zu zweifeln, daß der Chor ursprünglich flach gedeckt gewesen. Die Bordüre, auf die man erst aufmerksam wurde, als durch den Brand auch der Dachstuhl des Chors beschädigt worden war, mag aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammen. Sie besteht aus einem einfachen Fries gemalter vegetabilischer Ornamente; unter ihnen, den Fenstern entsprechend, befinden sich gemalte Wimpergen mit Krabben und Kreuzblume. Von Farben kommen Grün, Blau (?) und Gelb vor.

Pag. 7: Die Bloßlegung der Chormauern bestätigt die Vermuthung, daß die seitlichen Gänge erst spätere Anbauten sind: ein Beweis mehr für unsere Ansicht, daß der Zugang zur Krypta ehemals auf der Westseite gelegen hat.

Pag. 8: Auch über den Gewölben der Querschiffe sind an der Innenseite der Mauern Ornamente zum Vorschein gekommen,

und zwar eine einfache Reihe von Kugeln, eine Art Perlstab. Da dieses Ornament, welches auch noch an den Fenstern des Kreuzgangs sichtbar ist, nicht vor dem 16. Jahrhundert kann angebracht worden sein, so geht daraus hervor, daß auch das Querschiff ursprünglich flach gedeckt war. Die Gewölbe sind also wohl erst eingespannt worden, als Abt Placidus den Kuppelbau errichten ließ. Es mag geschehen sein, um für die Kuppel ein festeres Widerlager zu gewinnen.

Pag. 78: Wie mir Herr Prof. Rahn mittheilt, maß die jetzt abgebrannte Abtskapelle 9,2 m. in der Breite, 6,68 in die Tiefe (Richtung von Ost nach Westen).

Pag. 80: Das durch den Brand leider ebenfalls zerstörte Bild (der Crucifixus) war, wie ich bei einem erst nach der Feuersbrunst stattgefundenen Besuch der Pinacoteca in Bologna entdeckte, eine freie Copie des dortigen Crucifixus Guido Reni's. Der Künstler, der diese ganz vortreffliche Copie gemacht, wäre nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Kunstmaler Balmer in Luzern, ein gewisser Franz Torriani aus Mendrisio im Tessin, der zur Zeit des Abtes Placidus lebte, und von dem auch die übrigen Altargemälde in Muri, sowie das große Hochaltargemälde der Jesuitenkirche in Luzern herrühren sollen. Ein anderer Torriani, der nach Herrn Balmer mit dem Künstler von Muri verwandt war, sei Schüler Guido Reni's gewesen. Herr Balmer hat 1858 die Bilder alle restaurirt; er fand die Köpfe, Hände, Füße und die Putten pastos grau in grau gemalt und den Fleischton darüber lasirt. „Torriani kannte also noch die guten alten Traditionen der Technik und übte sie.“

Pag. 95: Eine vollständige und sorgfältige Aufnahme der Gebäude wird im Auftrag der „Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler“ Herr Direktor L. Meyer-Zschokke in Aarau machen. Bis dahin möge man sich mit der dürftigen Skizze, die unserer Arbeit beigelegt ist, begnügen.



Erläuterungen zu dem Situationsplan des Klosters Muri.

- I. *Krypta*, Bestandtheil der ursprünglichen Anlage aus dem 11. Jahrhundert.
- II. *Chor*, ebenfalls ein Theil der ursprünglichen Anlage. Das Stern-
gewölbe aus der Zeit des Abtes Laurenz von Heidegg (1508—1549).
- III. *Untere Sakristei*, 1689 unter Abt Placidus errichtet.
- IV. Die *Verbindungsgänge* zwischen Querschiff und Sakristei, aus der-
selben Zeit stammend.
- V. *St. Benediktskapelle*, ein Theil der ursprünglichen Anlage. Das Kreuz-
gewölbe wie bei VI und VII, wahrscheinlich erst aus dem 17. Jahr-
hundert.
- VI. *Vierung*; die darin aufgestellten Chorstühle aus dem Jahr 1650.
- VII. *Marienkappele*, vrgl. V. An der Außenseite der Nordwand die alten
romanischen Blendarkaden noch sichtbar.
- VIII. *Octogonaler Kuppelbau* mit Oberlicht; außen Zeltdach. Unter Abt
Placidus 1695—1698, von dem Architekten Giovanni Betini er-
richtet. Die süperben Gitter, welche den Raum vom Chor trennen,
aus dem Jahr 1744.
- IX. *Romanischer Thurm*, Bestandtheil der ursprünglichen Anlage.
- X. *Gothischer Thurm*, 1558 unter Christoph von Grüt errichtet.
- XI. *Vorhallen* aus dem 18. Jahrhundert.
- XII. *Kreuzgang*, spätgothisch, 1534 unter Laurenz von Heidegg errichtet.
- XIII. *Flügel des Conventgebäudes*, erbaut unter Jodocus Singisen (1596
bis 1644).
- XIV. *Flügel des Conventgebäudes*, erbaut unter Hieronymus Troger (1674
bis 1684).
- XV. *Flügel des Conventgebäudes*, erbaut unter Placidus, von 1685 bis
1686.
- XVI. *Flügel des Conventgebäudes*, ursprünglich errichtet 1610 unter Sing-
isen, 1692 aber unter Placidus von Grund auf neu gebaut.
- XVII. *Mittelbau des großen Ostflügels*, erbaut 1790—1798 unter Gerold II.
- XVIII. *Südflügel* aus derselben Zeit stammend; als Schulgebäude dienend.
- XIX. *Bibliotheksaal* im 2. Stock.
- XX. *Festsaal* im 2. Stock.
- XXI. Das ehemalige *Gasthaus für Weiber*, 1697 erbaut unter Placidus.
- XXII. *Abteigarten*.
- XXIII. Straße nach dem Dorf Muri und dem Bahnhof.



